

# Berühmte und vergessene Frauen in Marburg

## **45 Biografien** **aus 800 Jahren Marburger Frauengeschichte**



(Elisabeth Blochmann)

**Marburg 2013**

## **Impressum**

Herausgeber: Magistrat der Universitätsstadt Marburg  
Referat für die Gleichberechtigung von Frau und Mann  
Markt 1, Rathaus, 3. Stock  
35035 Marburg

☎ 06421 201-1377

📠 06421 201-1760

E-Mail: [gleichberechtigungsreferat@marburg-stadt.de](mailto:gleichberechtigungsreferat@marburg-stadt.de)

Internet: [www.marburg.de/gleichberechtigungsreferat](http://www.marburg.de/gleichberechtigungsreferat)

Redaktion: Autorinnen und Autoren

Druck: Hausdruckerei

6. Auflage: August 2013

## Grußwort

Marburg kann auf eine interessante und wechselvolle Geschichte zurückblicken. Die Stadt, von der man sagt, dass sie eine Universität sei und nicht nur eine habe, kann über die Jahrhunderte hinweg ein lebhaftes Kultur- und Wirtschaftsleben aufweisen. Dieses wurde gleichermaßen von Frauen und Männern geprägt.

Der Leistung bekannter Männer zollen Städte und Gemeinden seit jeher Achtung, indem sie Straßen, Plätze oder Brücken nach ihnen benennen. Eine schöne Tradition, die aber bekannten Frauen – wie in den meisten Städten, so auch in Marburg – bisher nur selten zuteil wurde. Unter den ohnehin wenigen nach Frauen benannten Straßen finden sich selten Namen von Marburgerinnen oder Frauen, die eine Zeit in Marburg gelebt haben. Die Leistungen, die Geschichte und oft genug auch die Namen zahlreicher bedeutender Marburger Frauen sind in Vergessenheit geraten, obwohl sie ein Teil der Geschichte der Stadt sind.

Schon seit Beginn der 1990er Jahre hat die Frauenbeauftragte der Stadt Marburg auf dieses Missverhältnis der Straßenbenennungen aufmerksam gemacht. Die Anregung wurde insbesondere von den Parlamentarierinnen aufgegriffen, so dass bei der Vergabe von Straßennamen im Stadtwald 1994/95 erste Erfolge erzielt werden konnten. Dass dies nur ein Anfang sein kann, belegt der gegenwärtige prozentuale Anteil von Straßen und Plätzen, die nach Frauen benannt sind. Wichtig ist mir, dass zukünftig mehr Straßen nach bedeutenden Marburger Frauen benannt werden. Dazu muss man die Geschichte der Marburger Frauen, ihre Protagonistinnen kennen.

Insofern begrüße ich die vorliegende Broschüre sehr, da sie uns die Biografien von sechsundvierzig Marburger Frauen erschließt, vergessene Frauen wieder in unser Bewusstsein bringt. Die Broschüre wird Anregung und Hilfestellung für künftige Namensgebungen von Straßen und Plätzen sein.

An dieser Stelle möchte ich mich herzlich bei allen, die an der Erarbeitung der Broschüre beteiligt waren, insbesondere bei der Frauenbeauftragten Christa Winter, bedanken.

Es ist mir eine besondere Freude, dass es sich bei dem vorliegenden Band um die dritte Auflage handelt. Die Tatsache, dass die zweite Auflage der Marburger Frauenbiographien nach relativ kurzer Zeit vergriffen war, belegt das Interesse an der Geschichte Marburger Frauen. Ein bisher stark vernachlässigter Teil der Geschichte Marburgs, ein weißer Fleck in unserer Historiographie wurde in das Bewusstsein gebracht. Und offensichtlich ist das Interesse daran größer als erwartet. Dies ermutigt dazu, auf dem Weg fortzuschreiten, denn schließlich ist die Marburger Frauengeschichte ein Teil der Marburger Identität.

**Dr. Marlis Sewering-Wollanek**

Ehrenamtliche Stadträtin und

Vorsitzende der Gleichstellungskommission

## Vorwort

Schon im Dezember 1992 wurde von uns darauf hingewiesen, dass von insgesamt 762 Straßennamen der Stadt Marburg 131 Straßen nach Männern, aber nur 12 Straßen nach Frauen benannt sind. Danach lag der prozentuale Anteil von männlichen Personenbezeichnungen bei 17,9 %, der weibliche prozentuale Anteil bei 1,6 %.

Um bei zukünftigen Straßenbenennungen entsprechende Vorschläge über Frauen geben zu können, hat das Amt der Kommunalen Frauenbeauftragten im Dezember 1992 mit einer Reihe von Marburger Frauenbiographien begonnen, die regelmäßig in *Studier mal Marburg* erschienen. Einige dieser Biographien haben nicht zuletzt bei der Benennung von Straßennamen im Stadtwald Eingang gefunden.

Die neue Auswertung der Straßennamen vom Juli 2000 ergibt einen prozentualen Frauenanteil von 15,3 % (9 Namen) und einen Männeranteil von 23,7 % (14 Namen). Insofern hat sich das Verhältnis von weiblichen zu männlichen Straßenbezeichnungen zugunsten der Frauen verbessert, aber immer noch werden mehr Straßen nach Männern als nach Frauen benannt.

Die 7 neuen Straßennamen, die 1994/1995 im Stadtwald nach Frauen benannt wurden, haben den Anteil der Frauenstraßennamen erhöht und waren für uns ein großer Erfolg.

Der geringere Anteil von Frauenstraßennamen führt aber nicht automatisch dazu, neue Straßennamen ausschließlich nach Frauen zu benennen, sondern nach wie vor werden in einer Universitätsstadt wie Marburg berühmte Männer für die Bezeichnung von Straßennamen vorgeschlagen.

Mit dieser Broschüre wollen wir weitere Anregungen für die Benennung von Straßennamen nach Frauen geben, aber auch das

Interesse an Marburger Frauenbiografien wecken. Insgesamt werden hier 45 Marburger Frauenbiografien vorgestellt.

Bedanken möchten wir uns bei allen Autorinnen und Autoren, die diese Biografien geschrieben haben.

**Christa Winter**

## Inhaltsverzeichnis

<b>Hannah Arendt (1906 - 1975).....</b>	<b>10</b>
<b>Bettina von Arnim (1785 - 1859).....</b>	<b>13</b>
<b>Claudia Bader (1900 - 1974).....</b>	<b>17</b>
<b>Else von Behring (1876-1936) .....</b>	<b>20</b>
<b>Luise Berthold (1891 - 1983) .....</b>	<b>24</b>
<b>Elisabeth Blochmann (1892 - 1972).....</b>	<b>25</b>
<b>Marie Anne Victorine Boivin-Gillaine (1773 - 1841).....</b>	<b>29</b>
<b>Lisa de Boor (1894 - 1957).....</b>	<b>31</b>
<b>Gräfin Louise Bose (1813 – 1883).....</b>	<b>34</b>
<b>Sophie von Brabant (1224 - 1275) .....</b>	<b>38</b>
<b>Elisabeth Burk (1836 - 1906).....</b>	<b>41</b>
<b>Maria Dorer (1898 - 1974).....</b>	<b>44</b>
<b>Lisbeth Eisner (1867 - 1949).....</b>	<b>46</b>
<b>Agnes Elisabeth Günther (1863 - 1911) .....</b>	<b>49</b>
<b>Anne Marie Heiler (1889 - 1979) .....</b>	<b>53</b>
<b>Landgräfin Anna von Hessen, .....</b>	<b>57</b>
<b>geb. Herzogin von Mecklenburg (1485 – 1525).....</b>	<b>57</b>
<b>Kurfürstin Auguste von Hessen (1780 – 1841).....</b>	<b>63</b>
<b>Dorothea Hillmann (1893 - 1973) .....</b>	<b>68</b>

<b>Hedwig Jahnow (1879 - 1944)</b> .....	<b>81</b>
<b>Marie Luise Kaschnitz (1901 - 1974)</b> .....	<b>84</b>
<b>Anna von Katzenelnbogen (1443 - 1494)</b> .....	<b>86</b>
<b>Hanna Korflür (1925 - 1993)</b> .....	<b>88</b>
<b>Gertrud von Le Fort (1876 - 1971)</b> .....	<b>92</b>
<b>Dina Lucas (1866 - 1942)</b> .....	<b>95</b>
<b>Ulrike Marie Meinhof (1934 - 1976)</b> .....	<b>98</b>
<b>Sophie Mereau (1770 - 1806)</b> .....	<b>102</b>
<b>Caroline Schlegel-Schelling (1763 - 1809)</b> .....	<b>104</b>
<b>Die Schwestern Pfalz Katharina (1890 - 1987), Maria (1892 - 1977)</b> .....	<b>107</b>
<b>Auguste Pfeffer (1864 - 1947)</b> .....	<b>109</b>
<b>Dora Rade (1868 - 1945)</b> .....	<b>112</b>
<b>Elisabeth Schaefer (1881 - 1968)</b> .....	<b>116</b>
<b>Cilly Schäfer (1898 - 1980)</b> .....	<b>119</b>
<b>Ingeborg Schnack (1896 – 1997)</b> .....	<b>121</b>
<b>Sophie Scholl (1921 - 1943)</b> .....	<b>131</b>
<b>Elisabeth Selbert (1896 - 1986)</b> .....	<b>135</b>
<b>Annemarie Stadelmann (1906 - 1986)</b> .....	<b>138</b>
<b>Edith Stein (1891 - 1942)</b> .....	<b>140</b>
<b>Eva Steinschneider (1899 - 1968)</b> .....	<b>145</b>
<b>Elisabeth von Thadden (1890 - 1944)</b> .....	<b>148</b>



<b>Margarete Treviranus (1906 - 1985)</b> .....	<b>151</b>
<b>Mathilde Vaerting (1884 - 1977)</b> .....	<b>154</b>
<b>Helene Weber (1881 - 1962)</b> .....	<b>157</b>
<b>Ingeborg Weber-Kellermann (1918 - 1993)</b> .....	<b>162</b>
<b>Daniel Jeanne (Johanna) Wyttenbach (1773 - 1830)</b> .....	<b>165</b>
<b>Agnes von Zahn-Harnack (1884 – 1950)</b> .....	<b>168</b>
<b>Weiterführende Literatur</b> .....	<b>172</b>
<b>Nach Frauen benannte Straßen vor 1992</b> .....	<b>175</b>
<b>Straßennamen – Neubenennung von Dez. 1992 bis Juli 2011</b> .....	<b>176</b>

## Hannah Arendt (1906 - 1975)

**„Es wäre viel gewonnen, wenn wir das bösartige Wort ‘Gehorsam’ aus dem Vokabular unseres moralischen und politischen Denkens streichen könnten“, denn wenn wir diese Frage durchdenken – so schreibt Hannah Arendt im Jahre 1964 – „können wir ein gewisses Maß an Selbstvertrauen und sogar Stolz zurückgewinnen.“**

Im Alter von 18 Jahren kam sie von Königsberg, der Stadt ihrer Kindheit, im Oktober 1924 nach Marburg, wo sie in der Lutherstraße 4 wohnte. Hier begann sie ihr Studium der Theologie bei Bultmann und der Philosophie bei dem *Heimlichen König im Reich des Denkens*, Martin Heidegger. Damals hatte sie sich für das Studium der Theologie, Philosophie und klassischen Philologie entschieden. Wie die meisten deutschen Studierenden hatte sie sich darauf eingerichtet, ihr Studium an mehreren Universitäten zu absolvieren, Curricula und Lehrer zu erproben, bis sie die richtige Basis für die Arbeit an ihrer Dissertation fand. In Marburg glaubte sie, alles,! was sie wollte, versammelt zu finden: „Man folgte dem Gerücht,...das Denken zu lernen und so erfuh man, dass das Denken als reine Tätigkeit... zu einer Leidenschaft werden kann.“

Einst beschrieb sie ihre erste Begegnung mit der Philosophie in Marburg als die Zeit ihrer „ersten Liebe“, womit sie die in Heideggers Person verkörperte Philosophie meinte. Wohl nicht zuletzt wegen ihrer Liebesbeziehung zu dem 17 Jahre älteren verheirateten Mann verließ sie überraschend schnell Marburg im Winter 1925/26, um zunächst nach Freiburg und später nach Heidelberg zu gehen. Dort promovierte sie – mit bereits 23 Jahren – bei Jaspers. Zu ihm unterhielt sie eine seltene Art philosophischer Freundschaft. Jaspers war von Arendts Kühnheit des Denkens und ihren scharfsinnigen politischen Einschätzungen beeindruckt, während er für sie aufgrund seiner methodischen Strenge einer der wichtigsten Diskussionspartner war.

1929 heiratete sie Günther Stern, den sie in Marburg kennen gelernt hatte und ging nach Berlin. Da sie sich gegen die Enge der Universität wehrte, kam für Hannah Arendt eine Habilitation nicht in Frage. Sie wollte frei in ihrem Denken sein. Die 'Freiheit' war ihr wichtiger als die 'Wahrheit', und dass „Denken nicht eine Frage des Wissens, sondern kritische Geistesgegenwart eine Haltung ist“, bewies sie durch ihre Schriften. Ihre Analysen – so unkonventionell sie vom wissenschaftlichen oder politischen Standpunkt aus auch hergeleitet sein mögen – schärfen den Blick für das eigentlich Politische und zeugen von einer Konsequenz, die es nicht leicht macht, die Autorin einzuordnen. Immer wieder erstaunte sie durch unvermutete Stellungnahmen – wie zum Beispiel mit ihrer Totalitarismustheorie, als deren Begründerin Hannah Arendt angesehen werden kann.

Ihre Berichterstattung über den Eichmann-Prozess rief einen Aufschrei in der jüdischen Welt hervor; ihre knappen Ausführungen über die Zusammenarbeit von Judenräten und Nazibehörden während der Deportationen, provozierten einen zeitweiligen Boykott ihrer Bücher. Ihre Sympathie für die amerikanischen Gründerväter, aber auch für die Räte-Idee, ihr Engagement für einen jüdisch-arabischen Ausgleich und ihr Einspruch gegen die Verfolgung ehemaliger Kommunisten mussten irritieren. Widersprüchlich wirkte auch, dass sie die Verantwortung des Einzelnen in der Diktatur betonte, den Umgang mit der Vergangenheit im westlichen Deutschland kritisierte, aber der These von der Kollektivschuld nicht beipflichtete. Sie begrüßte die Studentenbewegung als außerordentlich mutig, denn „sie verfügt über einen vorläufig noch nicht aufgebrauchten Vorrat an Vertrauen in die Möglichkeit, durch Handeln die Welt zu verändern.“

Als sie 1933 Deutschland verließ, war sie zutiefst von der deutschen Philosophie und Kultur geprägt, fühlte sich aber – erst recht angesichts des Antisemitismus – nicht als Deutsche, eher als Jüdin. Nach kurzzeitiger Verhaftung flüchtete sie nach Paris, wo sie sich der zionistischen Bewegung bis 1943 anschloss. Nach der Besetzung Frankreichs durch die deutschen Truppen und Arendts Internierung im KZ Gurs/Südfrankreich gelang ihr mit ihrer Mutter

und ihrem zweiten Mann, Hans Blücher, 1941 die Ausreise in die USA. Dort arbeitete sie bei einer deutsch-jüdischen Immigrationszeitung. 1945 war sie Cheflektorin im jüdischen Schockera Verlag in New York. Die 1951 erschienene Totalitarismusstudie machte sie schlagartig bekannt. 1969 starb Jaspers und 1970 ihr Mann, Hans Blücher, ihre beiden wichtigsten Diskussionspartner. Sie klagte zu dieser Zeit über eine intellektuelle Vereinsamung angesichts der Cliquenkämpfe der Studentenbewegung, und in einem ihrer letzten Aufsätze von 1975 vermutete sie unter dem Eindruck der Watergate-Affäre, dass die Demokratie in Zukunft zu einer bloßen Simulation in den Medien degenerieren könne, eine Befürchtung, die aktuell geblieben ist. Im Dezember 1975 – kurz vor ihrem 70. Geburtstag – verstarb Hannah Arendt an einem Herzinfarkt.

**(Dorothee Griehl-Elhozayel)**

## Bettina von Arnim (1785 - 1859)

**„Ich sollte über Bettina von Arnim eigenstes Wesen Auskunft geben. Ich sagte endlich: Häufen Sie Widersprüche, berghoch, überschütten Sie alles mit Blumen, lassen Sie Funken und Blitze herausleuchten und nennen Sie's Bettina.“ Diese Aussage schrieb Karl August Varnhagen v. Ense am 25. Mai 1850 über Bettina von Arnim in sein Tagebuch. Sie war eine der vielseitigsten, couragiertesten, aber auch widerspenstigsten Frauenfiguren der Frühromantik, gepaart mit einem ungebärdigen Temperament.**

Bettina von Arnim wurde am 4. April 1785 als Elisabeth Catharina Ludovica Magdalena Brentano im *Haus zum goldenen Kopf* in der Großen Sandgasse in Frankfurt am Main geboren. Sie war das siebte von zwölf Kindern aus der zweiten Ehe des Peter Anton Brentano und seiner Gemahlin Maximiliane von Lichtenfels, genannt La Roche. Bettinas Großmutter Sophie La Roche war eine bereits zu Lebzeiten gefeierte Schriftstellerin, die einen der berühmtesten Salons jener Zeit unterhielt.

Nachdem Bettina als Achtjährige 1793 ihre Mutter bei deren zwölfter Geburt verlor, und der Vater die dritte Ehe mit Frederike von Rottenhof einging, wurden die Schwestern Gunda, Bettina, Ludovica (Lulu) und Meline von 1794 bis 1797 an die Fritzlarer Ursulinen-Klosterschule übergeben. Als der Vater starb, wurden die vier Schwestern nach Frankfurt zurückgeholt. Bettina kam zur Großmutter Sophie La Roche nach Offenbach und wuchs dort in einem sehr fortschrittlichen intellektuellen Milieu heran, wo sie im Salon der Großmutter interessante Künstler, Schriftsteller und Gelehrte aus Deutschland und Frankreich kennen lernte. Diese Erfahrungen waren für ihre weitere Entwicklung sehr prägend. Von ihrem 17. Lebensjahr an wohnte Bettina abwechselnd in den Haushalten ihrer älteren Geschwister in Marburg, Landshut und München. Von 1802 bis 1805 lebte und wohnte sie in Marburg im Forsthof in der Ritterstraße. Hier lernte die junge Bettina 1802

auch den Studienfreund ihres Bruders kennen, Achim von Arnim. Prof. Weiss hatte den Forsthof 1800 für seine zwölköpfige Familie erworben, beherbergte aber auch Persönlichkeiten, wie Friedrich Carl von Savigny, der mit einer Schwester Bettinas verheiratet war, wodurch zeitweilig der ganze Brentano-Clan dort wohnte. Sie entfalteten dort eine Salonkultur nach dem Vorbild Sophie La Roche.

Die Marburger Jahre gehörten zu Bettinas schönstem Lebensabschnitt. Hier war sie in einem kleinen überschaubaren Kreis der Geselligkeit eingebettet, den sie als Experimentierfeld nutzen und dort ihre ungewöhnliche Exaltiertheit ausleben konnte. Sie erlebte ein größtmögliches Maß an Freiheit im Denken und Handeln und erlangte ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Der Romantikerkreis aus dem Forsthof erlebte Bettina als schwärmerisch, unberechenbar, aber auch klug, charmant und durchaus nachdenklich.

Erst mit 26 Jahren war Bettina bereit, ihre Unabhängigkeit aufzugeben. Sie heiratete Achim von Arnim am 11. März 1811 und folgte ihm auf sein Gut nach Wiepersdorf in der Mark Brandenburg, nahe Jüterbog und Berlin. Von nun an war Bettina dazu gezwungen, die Familienpflichten als Mutter, Ehe- und Hausfrau zu erfüllen. Sie bekam sieben Kinder, die sie fast alleine erzog. Während dieser Zeit musste sie ihre schriftstellerische Arbeit brachliegen lassen.

Für das 19. Jahrhundert ganz ungewöhnlich, ließ Bettina ihren Kindern damals unkonventionelle Erziehung angedeihen. Sie vertrat die Auffassung: „Besser, einen dummen Streich mit ihm (dem Kind, Anm. d. Verf.) zu machen, als ihm zu verbieten.“ Nach dem Tod ihres Mannes nahm sich Bettina seiner Hinterlassenschaft an und setzte die erste Ausgabe seiner Werke in Gang. Die Gesamtausgabe der Arnim'schen Werke umfasste hinterher drei Ausgaben zu rund 20 Bänden.

Bettinas Leben teilte sich praktisch in drei Lebensabschnitte: Die Zeit, in der sie unbeschwert ihre Jugend in der Obhut der Fritzlarer Ursulinen-Schule, danach in dem Salon ihrer Großmutter La Roche und ab 1802 in der Gesellschaft der Marburger Romanti-

ker verleben durfte. Während der letztgenannten Zeit entstanden Bettinas Briefe an ihre Freundin Karoline von Günderode, in denen sie das Beziehungsgeflecht der Marburger Romantiker porträtierte. So erlebte sie Zeitgenossen wie Friedrich Carl von Savigny, Jacob und Wilhelm Grimm, Leonhard und Friedrich Creuzer, Prof. Weiss und auch Caroline Schlegel-Schelling und Dorothea Veit, Wieland und Goethe.

Danach folgte, wie oben erwähnt, eine familiäre Phase, die sie nach dem Tod ihres Mannes beendete. Dieser war am 21. Januar 1831 an plötzlich auftretendem Nervenfieber gestorben. Als nunmehr fast Fünfzigjährige begann Bettina,! sich – gegen den Widerstand der eigenen Familie – als politische Schriftstellerin in Berlin zu betätigen. Sie schilderte 1847 in ihrem sogenannten *Königsbuch* das Elend des Landproletariats, welches unter den frühkapitalistischen Produktionsverhältnissen zu leiden hatte. Das Buch konnte nur erscheinen, weil sie es Umsichtigerweise dem König gewidmet hatte. Dadurch entging es einem Verbot durch die Zensurbehörde, die nun versuchte, Bettina auf anderem Wege zu belangen. Im Erscheinungsjahr des Buches entging Bettina nur knapp einer willkürlichen zweimonatigen Haftstrafe durch die Intervention Savignys, worauf sie sich in die innere Emigration und auf das Leben ihres Berliner Salons zurückzog.

Von nun an versuchte sie, auf persönlichem und direktem Wege in Not geratenen Menschen zu helfen. So richtete Bettina Gnadengesuche an Friedrich Wilhelm IV., um den verhafteten Demokraten Friedrich Wilhelm Schloffel freizubekommen und den radikaldemokratisch-sozialistischen Abgeordneten Gottfried Kinkel vor der Todesstrafe zu bewahren. Bettina setzte ihre Ideen der Frühromantik bis ins hohe Alter radikaler als andere Romantiker durch. Sie stellte ihre Schreibkunst in den Dienst konkreter Lebensveränderungen. Und so ist es wohl für sie charakteristisch, dass sie nach ihrem eigenen Demokratieverständnis lebte.

Bettina von Arnim richtete in ihrem Berliner Haus zwei Salons ein: Der eine war für ihre königstreuen Kinder und deren Freunde bestimmt, der andere für sie selbst und ihre fortschrittlichen Kinder mit deren Gleichgesinnten.

Bis zu ihrem Tod am 20. Januar 1859 in Berlin, versammelte Bettina weiterhin die interessantesten Persönlichkeiten um sich und hielt mit ihnen Diskussions- und Leseabende ab. Am stärksten beeindruckt an Bettina von Arnim, dass sie trotz aller Widerstände ihres Jahrhunderts und ihrer Familie, ihre eigenen Ideen und Überzeugungen gelebt und in die Tat umgesetzt hat. Sie ließ sich von niemandem verträsten und stellte diesen Anspruch auch an sich, weil, wie sie sagte: „Das nächste Leben heute angeht“.

**(Ute von Rüdiger)**



## **Claudia Bader (1900 - 1974)**

**Mit 62 Jahren hatte sie es geschafft: Als erster Pfarrerin der Evangelischen Landeskirche Kurhessen-Waldeck wurde ihr in der Hanzenhausgemeinde in Marburg eine eigene Pfarrstelle übertragen.**

Am 12. November 1900 in Ostindien als viertes Kind des Pfarrers Wilhelm Bader geboren, kam Claudia Bader 1907 mit den Eltern nach Basel, von da über Heidelberg und Frankfurt/Main nach Marburg. 1921 legte sie das Lehrerinnen-Examen am Oberlyzeum der Brüdergemeinde in Gnadau bei Magdeburg ab und studierte nach einer Tätigkeit im dortigen Internat und einem Studienaufenthalt in Genf. Ab 1925 widmete sie sich dem Studium der Philosophie und Theologie und vier Jahre später der Volltheologie in Marburg. Hier bestand sie 1932 die erste theologische Prüfung. Es folgte ein Lehrvikariat bei Dekan Schmidtman mit einem Auftrag als „theologische Kraft im weiblichen Fürsorgeheim Elisabethenhof“, in dem ihr Vater bis zu seinem Tode Anstaltsgeistlicher gewesen war. Gleichzeitig war sie als Seelsorgerin auf allen Frauenstationen der Marburger Universitätskliniken (einschließlich der Nervenklinik und der Landesheilanstalt) mit sonntäglichem Gottesdienst und mit Sakramentsverwaltung in Zusammenarbeit mit Klinikpfarrer Classen tätig, bis die Nationalsozialisten 1938 jegliche kirchliche Klinikarbeit verboten.

Die zweite theologische Prüfung hatte Claudia Bader 1934 abgelegt. Von 1938 an war sie auch mit der Leitung des weiblichen Jugendpfarramtes in Marburg betraut. Seit Kriegsbeginn hatte sie regelmäßig Gottesdienste und Konfirmandenunterricht in verschiedenen Dorfgemeinden des Landkreises zu halten, ferner den Konfirmanden- und Katechumenenunterricht an der Elisabethkirche und vor allem an der Universitätskirche (hier bis 1953). Während des Krieges erteilte sie auch den „freiwilligen Religionsunterricht“ für Schülerinnen der gesamten Oberstufe an der Elisabethschule. 1953 übernahm sie als Sprengelvikarin bei Kirchenrat D.

Ritter übergemeindliche Aufgaben für einzelne Arbeitskreise, für Unterricht und Elternarbeit. Gleichzeitig war sie außerdem als Strafanstaltsgeistliche am Zuchthaus und am Frauengefängnis in Ziegenhain tätig (1950 - 1955).

Am 20. Dezember 1952 – 20 Jahre nach ihrem ersten theologischen Examen – war Claudia Bader durch Bischof D. Wüstemann in der Universitätskirche zum geistlichen Amt ordiniert worden. Dieser landeskirchlichen Entscheidung waren mannigfache sachliche und persönliche Kämpfe vorausgegangen. Es dauerte noch zusätzliche 10 Jahre – erst 1961 beschloss die Landessynode nach Überwindung heftiger Widerstände das Kirchengesetz über das Amt der Pfarrerin – bis Claudia Bader mit Wirkung vom 1. Dezember 1962 die 1. Pfarrstelle der Paulus-Gemeinde in Marburg übertragen wurde, nachdem sie bereits seit 1959 den entsprechenden Pfarrbezirk in der Hansenhausgemeinde übernommen hatte. Ihrem unermüdlichen Wirken war es zu verdanken, dass am 12. November 1961 der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt werden konnte: Die Pauluskirche, deren Einweihung am Ostermontag 1963 stattfand, war der erste evangelische Kirchenneubau nach der Reformation in Marburg.

Pfarrerin Bader nahm sich besonders der Notleidenden und Kranken an. Unter ihrer Leitung wurde die Pauluskirche zu einer Stätte der Kirchenmusik und die gottesdienstliche Gemeinde zur singenden Gemeinde. Die Besonderheit ihres Wesens, ihr unbeirrbares, ungeduldiges Dringen auf geistige Klarheit, ebnete ihr den Zugang zur Gemeinde. Dank der ihr eigenen theologischen Fähigkeiten mit Hilfe einer gründlichen Kenntnis der geistlichen Zusammenhänge, suchte sie neue Formen des gemeindlichen Lebens – zum Beispiel Arbeitsgemeinschaften und Gemeindenachmittage – zu entwickeln. Ihre besondere Gabe lag in der Anleitung von Menschen, die mit ihren Problemen „vor den Toren der Kirche standen“. Ein umfassender Einblick in die theologisch-philosophischen Fragestellungen der Zeit, insbesondere auf der Grundlage der Theologie von Paul Tillich, gab ihrer Arbeit das Niveau, mit jenem reflektierende Menschen sympathisierten. Walter

Krug, ihr pfarramtlicher Nachfolger an der Pauluskirche und spätere Dekan des Kirchenkreises Marburg-Stadt erinnert sich:

„Anfang der 30er Jahre studierte sie in Marburg Theologie. Dies war durchaus eine damals nicht alltägliche Berufswahl, mutig obendrein, da die Berufsaussichten nicht gut aussahen. Aus ihrer Studienzeit stammt ihre lebenslange, enge Verbindung mit Professor Paul Tillich, die auch nach dessen erzwungener Emigration Bestand hatte. Zu vielen Professorenfamilien in Marburg hat sie persönliche Verbindungen gepflegt, unter anderem zu Hans von Soden, Theodor Siegfried, Rudolf Bultmann, Karl-Heinz Ratschow. Dass sie der Bekennenden Kirche Nahe stand, gehört in ihr Lebensbild.“

Pfarrerinnen Claudia Bader verstarb 1974. In einem eindrucksvollen Gottesdienst nahm die Gemeinde von ihr Abschied.

**(Dr. Veronika Rode)**

## Else von Behring (1876-1936)

### Else von Behring, geb. Spinola (1876 - 1936)

*Kein schönes einleitendes Zitat?*

Im Jahr 2001 feierte die Stadt Marburg eine der berühmtesten Persönlichkeiten ihrer Geschichte: Emil von Behring, Wirklicher Geheimer Rat und Ehrenbürger der Stadt. Dem Erfinder der Serumtherapie und damit „Bezwinger der Diphtherie“ und „Retter der Kinder“ wurde vor hundert Jahren für seine Forschungsleistungen der Nobelpreis verliehen. Zahlreiche ausführliche Biographien widmen sich Behrings Gestalt und Werk. Else von Behring allerdings, seine Ehefrau, wird in diesen Bänden höchstens mit ein oder zwei Sätzen erwähnt – hier erfährt man kaum mehr, als dass die beiden 1896 in Berlin geheiratet haben.

Dabei war sie keineswegs nur Hausfrau und Mutter von sechs Söhnen, darauf bedacht, dass ihr Mann „im Wohnhaus in der Roserstraße die Stille und das häusliche Glück (fand), dass er nach verzehrender Arbeit brauchte“.<sup>1</sup> Engagiert und tatkräftig widmete sie sich sozialen Aufgaben, bis ihr nach 1933 wegen ihrer jüdischen Abstammung ihre Ämter entzogen wurden. Was lässt sich zu *ihrer* Gestalt und *ihrem* Werk sagen?

Else wurde am 30. August 1876 in Berlin geboren und auf den Namen Else Bernhardine Spinola getauft. Ihre Mutter, Elise Charlotte Spinola geb. Bendix, hatte jüdische Vorfahren, war selbst aber schon als junges Mädchen evangelisch getauft worden. Ihr Vater, Werner Bernhard Spinola, Verwaltungsdirektor der Kaiserlichen Charité in Berlin, stammt aus einer italienischen Kaufmannsfamilie.

---

<sup>1</sup> Aus der Rede des Oberbürgermeisters Dr. Scheller zur Enthüllung des Behring-Denkmal in Marburg am 4. 12. 1940. In: Behring zum Gedächtnis, Reden und wissenschaftliche Vorträge anlässlich der Behring-Erinnerungsfeier. Marburg an der Lahn, 4. bis 6. Dezember 1940, hrsg. von der Philipps-Universität, Marburg an der Lahn, Schultz, Berlin-Grunewald 1942.

Mit 20 Jahren heiratete Else Spinola den damals schon bekannten Arzt Emil Behring, zog mit ihm nach Marburg und verbrachte hier den Rest ihres Lebens. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, hatte sie bereits sechs Söhne geboren. Zwei von ihnen zogen an die Front, und die Mutter widmete sich ihren „vaterländischen Pflichten an der Heimatfront“: Else versorgte als Mitglied des Vaterländischen Frauenvereins die Soldaten, die mit den Militär- und Verwundetentransporten auf dem Marburger Bahnhof eintrafen. Zu ihrer Zeit war eine große Anzahl von Frauen in konfessionellen und vaterländischen Vereinen organisiert. Die Arbeit, die sie leisteten, war vielschichtig und keineswegs nur karitativ – einige Verbände setzten sich auch für das Frauenstudium oder Stimmrecht für Frauen ein. Insgesamt stärkten diese Aktivitäten das Bewusstsein der Frauen, sie sahen, dass ihre Arbeit und ihre Meinung wichtig waren. In Marburg schlossen sich am 21. Mai 1919 neun solcher Verbände zum *Stadtverband Marburger Frauenvereine* zusammen und baten in ihrer ersten Mitteilung an den Magistrat darum, künftig bei „Frauenangelegenheiten“ im Stadtrat befragt zu werden. Else v. Behring ist eine der Unterzeichnerinnen.

Die Mitglieder des Vaterländischen Frauenvereins wählten Else 1920 zu ihrer Vorsitzenden, und bis 1933 blieb sie in diesem Amt. Professor von Hülsen, damaliger Kurator der Universität, bescheinigte ihr, es „in selbstlosester und aufopferndster Weise mit großem Erfolge und zum Segen der Bevölkerung verwaltet“ zu haben.<sup>2</sup> Besonders zu Inflationszeiten schien sie vielfältige Hilfsaktionen auf die Beine gestellt zu haben – genannt werden Speisungen, Kleiderspenden, Heizungsbeschaffung, Wöchnerinnen- und Winterhilfe. Ihre auffälligsten Leistungen waren allerdings der Erwerb der Deutschhausklinik für den Vaterländischen Frauenverein und der Kauf eines Mutterhauses für die Schwesternschaft des Roten Kreuzes in Marburg. Der Frauenverein hatte die Schwesternschaft 1919 mit zehn Schwestern gegründet. Unter der Verwaltung Else von Behrings vergrößerte sie

---

<sup>2</sup> Brief v. Hülsen an den Regierungspräsidenten von Monbart, Marburg den 11. 7. 1933: Behring Archiv, s.u.

sich ständig, 1933 zählte sie mit 180 Schwestern „zu einer der größten Preußens“.<sup>3</sup>

Else von Behring hat aufgrund der jüdischen Abstammung ihrer Mutter „unter den Verhältnissen nach 1933 besonders gelitten“, wie ihr Sohn Hans schreibt.<sup>4</sup> Sie musste 1933 auf Betreiben des Bezirks-Ärztchefs Dr. Herrmann vom Vorsitz im Frauenverein zurücktreten. Aufgrund der Gesetze „Zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ und „Gegen die Überfüllung deutscher Hochschulen“ erhielten ihre Söhne Kurt und Hans „Berufsverbot“, ihr jüngstes Kind Otto wurde in Marburg exmatrikuliert. Für die Familie Behring war diese Situation bedrückend, gleichzeitig musste sie ihr unverständlich und ungerecht vorgekommen sein; bisher hatte sie sich den Idealen des Vaterlandes sehr verpflichtet gefühlt. „Im Hause Behring wurde immer eine betont nationale Gesinnung gepflegt“, schreibt ein Freund der Familie. Im Februar 1935 wendete sich Else mit einem Brief direkt an Adolf Hitler, und bat darum, für ihre Söhne eine Ausnahmeregelung zu finden.<sup>5</sup> Der Schritt schien außergewöhnlich, lag aber durchaus nahe; viele Deutsche waren der Überzeugung, dass Hitler wohl keine Ahnung habe, was im Land vor sich gehe, und dass er für Gerechtigkeit sorgen werde, sobald er davon erfahre.

Else beschreibt die „seelische Notlage einer Familie“, sie erinnert daran, dass ihr 1917 verstorbener Mann Emil von Behring „dem Volke im Frieden wie im Kriege große Dienste geleistet habe“, dass zwei ihrer Söhne an der Front waren und einer im Dienste des Vaterlandes fiel. Zusätzlich setzten sich Freunde der Familie für sie ein, so dass Else am 11. Juli 1935 tatsächlich die positive Antwort des Preußischen Innenministeriums in den Händen hielt; eine Erklärung, „dass Ihren Kindern auf Grund ihrer nichtarischen Abstammung keinerlei Nachteile erwachsen sollen.“<sup>6</sup>

Otto nahm mit dieser Sondergenehmigung sein Medizinstudium wieder auf, und Fritz findet Arbeit bei den I.G. Farbwerken. Hat

---

<sup>3</sup> ebd.

<sup>4</sup> Hans v. Behring an Dr. Mechow 21.3.1979. Behring Archiv

<sup>5</sup> Else v. Behring an Adolf Hitler, Marburg den 26.2.1935. Behring Archiv.

<sup>6</sup> Reichs- und Preußischer Minister des Inneren Berlin an Else v. Behring, 11. Juli 1935, Behring Archiv.

das Eingreifen Hitlers Wunder gewirkt? Sicherlich nicht – der ideologischen Druck auf die Familie ging bereits von der Gesellschaft aus, ein Schreiben des Führers kann sich nicht auf das tägliche Leben auswirken. Ein Hinweis darauf ist der Selbstmord Kurts; er erschoss sich im Dezember 1935, als die Entscheidung Hitlers bereits bekannt war. Else von Behring selber starb am 14. August 1936 an einem Herzinfarkt, im Alter von nur 59 Jahren. Sie wurde im Behring-Mausoleum in der Wannkopfstraße in Marburg bestattet.

„Ihre Exzellenz“, die Frau Wirklicher Geheimer Rat war gewiss keine Querdenkerin. In ihrem Brief an Hitler setzte sie sich für ihre Familie ein. Dennoch war sie eine Frau mit eigenem Willen und viel Tatkraft. Konservativ, national und christlich gesinnt begründete sie ihr soziales Engagement sowohl mit der Idee der christlichen Nächstenliebe, als auch mit dem Pflichtgefühl dem Vaterland gegenüber.

Selbst wenn wir dieses Pflichtbewusstsein heute so nicht mehr nachvollziehen können – das soziale Wirken der „liebsten, besten, allerbesten Ehefrau“ Emil von Behrings bleibt beachtenswert.

**(Anne Rasch, Studentin der Neueren Geschichte)**

Quellen:  
Behring Archiv, Liste 02-10, Stand U II, Lade G.  
Stadtarchiv Marburg c, Nr.4180 und Nr.3164.

## **Luise Berthold (1891 - 1983)**

Luise Berthold war gebürtige Berlinerin. Im Jahre 1909 legte sie ihr Abitur ab und nahm das Studium der Altgermanistik auf. Da ihr als Studentin jedoch der Zugang zu den wichtigsten Vorlesungen ihres Faches verwehrt wurde, wechselte sie 1911 nach Jena. Doch auch hier konnte sie nicht bleiben, da das thüringische Staatsexamen damals in Preußen nicht anerkannt wurde. So siedelte sie 1912 nach Marburg über, „denn von einer Ablehnung der Studentinnen verlautete nichts; manches deutete eher auf das Gegenteil“.

Am 8. Dezember 1922 habilitierte sich Luise Berthold als erste Frau an der Philipps-Universität und wurde nun für 22 Jahre die einzige Dozentin in Marburg. Weil sie der nationalsozialistischen Ideologie distanziert gegenüberstand und sich als Mitglied der Bekennenden Kirche während der NS-Zeit für jüdische Mitbürger einsetzte, verhinderte man, dass für sie ein eigener Lehrstuhl geschaffen wurde. Diesen erhielt sie erst 1952.

Nach dem Krieg trat Luise Berthold für eine stärkere Öffnung der Universitäten für Frauen ein und wandte sich gegen die zeitweise diskutierte Beschränkung der wenigen vorhandenen Studienplätze auf Kriegsteilnehmer. Als Mitglied der LDP (später FDP) wurde sie 1946 als Stadtverordnete in das erste Marburger Stadtparlament gewählt. Außerdem engagierte sie sich in vielen neuen Verbänden und Ausschüssen. Sie war Vorsitzende und später Ehrenvorsitzende des Vereins für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, erhielt die Ehrendoktorwürden der Theologischen und Juristischen Fakultät sowie die Goetheplakette Hessens und das Bundesverdienstkreuz. 1969 verfasste sie ihre Lebenserinnerungen „Erlebtes und Erkämpftes“.



## Elisabeth Blochmann (1892 - 1972)

Elisabeth Blochmanns vielversprechende Bildungsgeschichte beginnt in Thüringen. Am 14. April 1892 erblickt sie in der Industrie- und Handelsstadt Apolda das Licht der Welt. Ihr Vater, ein Staatsanwalt, der sich viel Zeit für seine Kinder nimmt, und ebenso die Mutter, eine lebensfrohe jüdische Rheinländerin, leben zwar in bürgerlichen abgesicherten Verhältnissen, halten aber dennoch soziale Kontakte zu den Arbeiterfamilien der Stadt. Hier lernt Elisabeth Blochmann eine rundum aufgeschlossene und soziale Lebenseinstellung kennen. Bedingt durch den Werdegang ihres Vaters zieht ihre Familie bald ins benachbarte Weimar, wo sie im bildungsbürgerlichen Milieu der Jahrhundertwende die Nachfahren Goethes und Schillers wie auch Herders trifft, überwiegend aber schon als Schülerin am Sophienstift die Schriften der *Weimarer Klassik* zur Bildung aller Menschen studiert.

Nach Marburg kommt sie erstmals im Jahre 1918. Sie wohnt nahe bei der Elisabethkirche in der Gasse Zwischenhausen 18 und ist für zwei Semester an der Philosophischen Fakultät der alma mater philippina immatrikuliert. Hier besucht sie die Vorlesungen und Seminare von Paul Natorp, der in Marburg eine Professur für Philosophie und Sozialpädagogik inne hat. Ihre Studien führen sie aber auch zu dem Soziologen Georg Simmel nach Strassburg, dann nach Jena und zuletzt nach Göttingen, um verstärkt Geschichte und Literaturwissenschaften zu studieren. Überdies entfaltet sie nun, in den zwanziger Jahren, ihr herausragendes pädagogisches Interesse im Gespräch mit dem angesehenen Ordinarius und Pädagogen Hermann Nohl, den sie auch im Kreis seiner Familie und der Freunde des Pädagogischen Seminars auf Wochenendfahrten und Exkursionen begleitet.

Nach ihrer Promotion bei dem Historiker K. Brandi arbeitet sie erst als Dozentin an der Sozialen Frauenschule in Thale im Harz, dann am Pestalozzi-Fröbel-Haus I, der traditionsreichsten sozialpädagogischen Ausbildungsstätte in Berlin. Im Jahre 1930 nimmt sie als erste Frau eine Professur für Sozialpädagogik an der neu-

gegründeten Pädagogischen Akademie in Halle an, die sich der Reformpädagogik verbunden fühlt. Gleich zu Beginn ihrer Lehrtätigkeit engagiert sie sich dafür, dass auch Adolf Reichwein – der sich im Jahre 1944 am Widerstand gegen Hitler beteiligte – an der Pädagogischen Akademie Halle eine Professur erhält.

Nach drei erfolgreichen Jahren in Halle nimmt ihre Lehrtätigkeit allerdings vorerst ein jähes Ende, weil die Nationalsozialisten sie und die meisten Kollegen im Jahre 1933 aus dem Staatsdienst entlassen. Elisabeth Blochmanns freundschaftliche Beziehung zu dem Philosophen Heidegger, der ihr in den zwanziger Jahren von Marburg aus gefühlvolle Briefe geschrieben hatte und jetzt durch die Nationalsozialisten zum Rektor der Freiburger Universität berufen wird, hilft ihr angesichts des nationalsozialistischen Rassismus nicht weiter, weil nicht in Aussicht steht, dass mit einer Wiedereinstellung zu rechnen ist. Heidegger macht allerdings nicht den Versuch, bei „den höchsten Stellen“, zu denen er berufsbedingt Kontakt hat, sich für Elisabeth Blochmann einzusetzen. Stattdessen findet er lediglich zu Worten des wohl ehrlichen Bedauerns.

Im Januar 1934 emigriert Elisabeth Blochmann über Holland nach England. An der Oxford University gelingt es ihr, mit ihren hervorragenden Kenntnissen in deutscher Literatur und Soziologie erst als Beraterin und dann als Dozentin am Mädchen-College zu arbeiten. Die University of Oxford ernennt sie darüber hinaus zum regierenden Mitglied der althrwürdigen und weltweit angesehenen scientific community.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nimmt sie im Jahre 1947 die englische Staatsbürgerschaft an, es scheint, als würde sie für immer in Großbritannien bleiben. Doch nach einem Besuch in der Bundesrepublik Deutschland erhält sie einen akademischen Ruf aus der Universitätsstadt an der Lahn. Zu Beginn des Jahres 1952 – also in ihrem sechzigsten Lebensjahr – verzichtet sie daraufhin in England auf ihre Pensionsansprüche und nimmt „noch einmal eine große Aufgabe in Angriff“. So erhält in der Bundesrepublik Deutschland erstmals eine Frau einen Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik, die - auf ihren ausdrücklichen Wunsch – ihre engli-

sche Staatsbürgerschaft behält und zugleich noch immer deutsche Staatsbürgerin ist, weil die nationalsozialistische Bürokratie sie versehentlich nicht aus der entsprechenden Liste strich.

Elisabeth Blochmann erörtert in ihren Marburger Vorlesungen insbesondere die bildungstheoretischen Perspektiven von Rousseau und Pestalozzi sowie Fröbel und Schleiermacher, außerdem die geisteswissenschaftlichen Zielvorstellungen ihres akademischen Freundes und Förderers Herman Nohl.

In Marburg lehrt und forscht sie zur Kindheit und Jugend, zur Erwachsenenbildung und insbesondere zur Mädchen- und Frauenbildung. Ihr pädagogisches Hauptwerk *Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens in Deutschland* und auch ihre wissenschaftliche Biographie über *Herman Nohl in der pädagogischen Bewegung seiner Zeit* verfasst sie in den sechziger Jahren nach ihrer Emeritierung.

Darüber hinaus gründet sie den interdisziplinären Sozialpädagogischen Arbeitskreis, in dem sie schon seit dem Jahre 1959 im Rahmen des Studium generale mit Wissenschaftlern und Studierenden aller Fakultäten aktuelle Fragen- und Aufgabenstellungen diskutiert. Die Ergebnisse dieser Debatten finden weit über Marburg hinaus Beachtung.

Außerdem arbeitet sie von ganzem Herzen für den Aufbau des Marburger Pädagogischen Instituts, dessen Direktorin sie ist. Zuweilen nutzt sie, ähnlich wie ihre Freundin Luise Berthold, die auch in der Ockershäuser Allee wohnt, ihren Einfluss im Interesse derjenigen, die nicht so viel Gehör finden.

Als das Land Hessen sie im Jahre 1962 mit der Goethe-Medaille ehrt, plädiert sie bei der Übergabe der Auszeichnungen durch den Hessischen Minister gekonnt für die Schaffung einer Studienberatungsstelle, die dann später den Studierenden wie auch den Lehrenden der Philipps-Universität zugute kommt.

Am 27. Januar 1972 stirbt Elisabeth Blochmann in Marburg, doch ihr lebhaftes Engagement für die allseitige Bildung aller Menschen ist weiterhin gegenwärtig.

**(Helmut-Gerhard Müller)**

## **Marie Anne Victorine Boivin-Gillaine (1773 - 1841)**

**Marie Anne Victorine Boivin-Gillaine war eine berühmte Hebamme. Sie gehörte aufgrund ihrer herausragenden gynäkologischen Werke zu den ganz großen Wissenschaftlerinnen Europas und fand sogar im *Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker* Erwähnung.**

Sie wurde mit 25 Jahren Witwe und war dadurch gezwungen, sich und ihrem Kind in Paris als Hebamme den Lebensunterhalt zu verdienen. Im *Hospice de la Maternité* lernte sie ihr Handwerk und fand dort eine gute Lehrmeisterin in Frau Lachapelle, der Leiterin der Anstalt, welche wissenschaftliche Abhandlungen zur Gynäkologie veröffentlichte. Marie Boivin-Gillaine bereitete 1811 eine Veröffentlichung ihres Lehrbuchs *Mémorial de l'art des accouchements* vor. Sie nahm eine Stellung im Hospital Poissy an, wo sie ihr wissenschaftliches Engagement weiterentwickelte: In ihren Werken konnte sie auf genaue statistische Beobachtungen von 20.517 Geburten zurückgreifen.

Im Alter von 28 Jahren veröffentlichte Marie Boivin-Gillaine ihr erstes wissenschaftliches Werk, mit 60 Jahren ihr letztes. Während dieser Zeit wurde sie in den wissenschaftlichen Kreisen ganz Europas als Kapazität bekannt. Sie wurde Ehrenmitglied der Königlichen Gesellschaft der Medizinischen Wissenschaft in Bordeaux, erhielt die preußische goldene Verdienstmedaille und wurde von der russischen Zarin nach Petersburg gerufen, was sie aber nicht annahm. Sie entwickelte das damals beste Speculum mit einer schmerzlindernden Vorrichtung bei der Einführung in die Vagina und ein Intrapelvimeter, ein Instrument, womit die innere Messung des weiblichen Beckens ermöglicht wurde.

Ihr hervorragendes Lehrbuch wurde ins Italienische und Deutsche übersetzt und erschien in vier französischen Auflagen. Außerdem veröffentlichte sie Abhandlungen unter anderem über innere Uterusblutungen, Tuberkuloseerkrankungen von Frauen, Kindern und Embryonen und übersetzte gynäkologische Werke aus dem Englischen. Aufgrund ihrer wissenschaftlichen Arbeiten wurde ihr 1828 als zweiter Frau der Ehrendokortitel der Philipps-Universität in Marburg für die Medizinische Fakultät verliehen. Professor Dietrich Wilhelm Busch, der anlässlich der Verleihung ihr Lehrbuch ins Deutsche übertragen hatte, skizzierte im Vorwort ihre Fähigkeiten: „[...] will ich hervorheben, dass es auf den trefflichsten anatomischen Kenntnissen und einer vorzüglichen Beobachtungsgabe begründet ist.“

Während ihrer Schaffenszeit war Marie Boivin-Gillaine eine über ihre Landesgrenzen hinweg berühmte und gewürdigte Wissenschaftlerin, was sie aber nicht davor schützte, im Alter von der ungenügenden öffentlichen Fürsorge abhängig zu sein. Durch eine damals bekannte Krankheit wurde sie arbeitsunfähig und geriet in Vergessenheit. Sie starb am 16. Mai 1841 in völliger Armut.

**(Dr. Marita Metz-Becker)**

## Lisa de Boor (1894 - 1957)

Das soziale Wirken der Schriftstellerin Lisa de Boor hat in Marburg viele Spuren hinterlassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg regte sie die Gründung der Volkshochschule und auch der Waldorfschule an, letztere als Nachfolgerin einer von den Schwestern Selter im Südviertel geführten anthroposophisch orientierten Schule, die bei einem Bombenangriff zerstört worden war. In diese Zeit des Neuaufbaus fiel auch Lisa de Boors Arbeit im Überparteilichen Frauenausschuss, den sie mit einer Gruppe interessierter Frauen – ironisch die „neuen Musen“ genannt – leitete. Zu dieser Vereinigung gehörten auch die erste Professorin an der Marburger Universität, die Sprachwissenschaftlerin Luise Berthold, Doris Krauss, die Ehefrau des Romantikprofessors, die Schneidermeisterin Cilly Schäfer von der KPD, die Mitarbeiterin der „Marburger Presse“ Rohtraut Schulz-Basken und andere.

In der beginnenden Neuordnung versuchten die Frauen, an der Gestaltung des öffentlichen Lebens teilzunehmen. Lisa de Boor war auch an der Wiedereinrichtung des Theaters beteiligt, das zunächst noch im Philipppshaus gastierte. Neben diesem öffentlichen Engagement half sie auch in der schwierigen Zeit nach Kriegsende vielen Menschen unmittelbar durch Unterkunft, Essen und Zuspruch. „Der Zustrom der Besucher ist manchmal kaum zu bewältigen und die Anliegen, die die Menschen haben, wollen mich verschlingen. (...) Und währenddessen (sind) die kargen Rationen zu einem Mittagessen für fünf, sechs oder acht Personen (zu) verarbeiten“, schrieb sie im Herbst 1945 in ihr Tagebuch.

Elisabeth Hüttel, so ihr Mädchename, wurde 1894 in Kirchhain geboren, wo sie eine glückliche Kindheit verbrachte. 1914 zog sie mit ihrem Ehemann nach Holstein, um dort einen Hof nach lebensreformerischen Grundsätzen zu bewirtschaften. Die Fortsetzung dieses Siedlungsprojekts wurde nach der Rückkehr nach Hessen durch die Inflation unmöglich gemacht. Die Familie mit drei Kindern ließ sich daher in Marburg am Rotenberg nieder.

Hier pflegte die kontaktfreudige Frau ein offenes Haus mit vielen Gästen. Zur Untermiete wohnte der Philosoph Karl Löwith, der sich bei Martin Heidegger habilitierte und 1935 in die Emigration nach Italien, später nach Japan und in die USA gehen musste. Er schilderte Frau de Boor als „ebenso kluge wie herzliche Freundin, [...] nicht von der bleichen und ätherischen Art, sondern eher derb, tüchtig und vorurteilslos. Sie war vor allem ein Mensch.“

Zahlreiche Reisen führten sie nach Schweden, Frankreich und 1932 in die Sowjetunion. Die Ausarbeitung ihrer Notizen der russischen Reise veranlasste sie zu weiteren literarischen Versuchen, aus denen dann zahlreiche Aufsätze und Bücher über Kindererziehung, das Kochen, ihre eigene Kindheit, die Stadt Marburg, aber auch Gedichte und Erzählungen entstanden. Ihre vielfachen Kontakte in die Schweiz, die USA, nach Schweden und Frankreich pflegte sie auch während der Zeit des Nationalsozialismus und nutzte sie, um, wo es möglich war, Verweigerer und Gegner zu unterstützen. Ihre Tochter gehörte in Hamburg als junge Ärztin einem Widerstandskreis an und musste nach dessen Entdeckung in verschiedenen Gefängnissen auf ihren Prozess vor dem Volksgerichtshof warten, bis sie von den amerikanischen Truppen befreit wurde.

Vor und während des Krieges schrieb Lisa de Boor *Tagebuchblätter*, die zu den eindrucksvollsten Zeugnissen aus dieser Zeit gehören. Sie wurden nach ihrem Tod veröffentlicht und halten in vielen Details den Alltag der Nazi-Diktatur fest. Ihre genauen Beobachtungen und das Wissen aus zahlreichen Informationsquellen ließen sie deutlicher als viele andere die apokalyptische Dimension der bevorstehenden Untaten erahnen. Sie hörte von den „Politischen“, von der Verurteilung zweier alter Lehrerinnen zu Zuchthausstrafen, weil sie „Feindsender“ gehört hatten, von der Hinrichtung eines jungen Marburgers wegen eines Kofferdiebstahls. Am 29. Mai 1942 vermerkte sie: „In diesen Tagen kommen die letzten Juden aus Marburg fort. Die so lang vertrauten Gesichter der drei Brüder Moses verschwinden vom Barfüßertor.“ Ihre Tochter berichtet aus Hamburg „von finsternen Machenschaften im Hilfskrankenhaus St. Georg“, die ihre eigene Furcht um das Le-



ben der gemütskranken Mutter in einem Marburger Krankenhaus noch erhöhten. An ihrem 47. Geburtstag wurde Lisa de Boor nach mehreren Hausdurchsuchungen von der Gestapo verhaftet, um in ein Konzentrationslager transportiert zu werden, wurde aber nach einigen Tagen wieder freigelassen mit der Auflage, sich still zu verhalten. Uneingeschüchtert dokumentierte sie weiter in ihrem Tagebuch die Verbrechen des Regimes und hielt ihre Kontakte ins Ausland aufrecht.

Einen Halt fand die Schriftstellerin in ihrem anthroposophisch inspirierten christlichen Glauben. Sie hatte 1924 zusammen mit Pfarrer Rittelmeyer in Marburg die von Rudolf Steiners Ideen geprägte *Christengemeinschaft* mitbegründet, die nun von den Nazis verboten worden war. Gemäß ihrem Glauben deutete Lisa de Boor das Geschehen als Aufkommen des Antichrist, dessen Bilder sie bis in ihre Träume hinein verfolgten. Auf Reisen nach Hamburg und Berlin zur Unterstützung ihrer inhaftierten Tochter sah sie gegen Ende des Krieges das Inferno des zusammenbrechenden Nazi-Reichs und wünschte die baldige Befreiung herbei.

Was Lisa de Boor für viele bedeutete, fasste Karl Löwith in die Worte: „Sie hat uns nach 1933 mit Vertrauen, Verständnis und Hilfsbereitschaft durch trübe Tage begleitet, und an sie denke ich noch heute vor allem bei dem Wort 'Marburg'.“

**(Markus Bauer)**

## **Gräfin Louise Bose (1813 – 1883)**

**Louise Wilhelmine Emilie Gräfin Bose ist eine bedeutende hessische Frau gewesen, die durch ein kürzlich erst erschienenenes Buch aus der Vergessenheit hervorgeholt worden ist. Ihr Verdienst war es, dass sie ohne davon großes Aufheben zu machen den größten Teil ihres Vermögens für karitative, künstlerische und wissenschaftliche Zwecke stiftete. Auch in Marburg stellte sie verschiedenen Einrichtungen finanzielle Mittel zur Verfügung und nicht zuletzt die Philipps-Universität wurde nach ihrem Tod mit einer umfassenden Schenkung bedacht.**

Louise Wilhelmine Emilie Gräfin Bose wurde am 26. Februar 1813 als älteste Tochter des späteren Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen und seiner Geliebten Emilie Ortlöpp in Berlin geboren. Wilhelm hatte Louises Mutter während der napoleonischen Zeit im Berliner Exil kennen gelernt. Emilie Ortlöpp konnte bald durchsetzen, dass ihre Beziehung zu dem hessen-kasselischen Kronprinzen zu einer beständigen Verbindung wurde, so dass sie kurz nach der Rückkehr Wilhelms in die Residenz – und erst recht nach dem geheimen Scheidungsvertrag Wilhelms von seiner Frau Auguste – 1815 ebenfalls mit Louise nach Kassel umziehen konnte.

Emilie Ortlöpp war sich schnell ihres Einflusses auf den Kurprinzen bewusst und wusste dies zu ihrem Vorteil zu nutzen. Nach dem Tod des Kurfürsten Wilhelms I. am 21. Februar 1821 wurde sie am 10. März zur Gräfin von Reichenbach erhoben. Zwei Jahre später erwarb Kurfürst Wilhelm II. in Mähren das Anwesen Lesonitz und Bisenz, das ihre Versorgung sowie die ihrer mittlerweile fünf Kinder sichern sollte.

Louise wuchs in Kassel am Hof auf. Sie lebte in einer Umgebung, die durch zwei gegensätzliche Stimmungen charakterisiert

war. Auf der einen Seite war die Kasseler Bevölkerung und die Hof-Partei der Kurfürstin Auguste davon überzeugt, dass ihre Mutter, die Gräfin Reichenbach, den Kurfürsten negativ beeinflusse und das Land finanziell schädige und übertrug ihren Hass auch auf die Tochter Louise. Auf der anderen Seite war Louise das Lieblingskind ihres Vaters Wilhelm II. und zeit seines Lebens genoss sie das sehr gute Verhältnis zu ihm. Sie war stolz auf ihre Abstammung, was sich auch in ihren späteren Stiftungen zeigte.

Louise erhielt eine umfassende Schulbildung und verließ mit ihrer Mutter 1831 Kassel, um in Philippsruhe, Frankfurt oder Baden-Baden zu wohnen. Nach dem Tod der Kurfürstin Auguste im Jahr 1841 heiratete der Kurfürst die Gräfin Reichenbach am 8. Juli 1841. Durch den Ehevertrag wurde auch geregelt, dass ihre Kinder den Namen „von Reichenbach-Lessonitz“ erhielten und dass nach dem Tod des Kurfürsten keine Ansprüche an das Haus Hessen zu stellen seien, umgekehrt aber die von dem Kurfürsten geleisteten oder noch zu leistenden Vermögenswerte zur Kompensation der nicht erteilten Apanage dienen sollten.

Am 15. Mai 1845 heiratete Louise in Baden-Baden den etwas jüngeren Grafen Karl August von Bose, mit dem sie über 38 Jahre eine glückliche Ehe führte. Das Paar lebte entweder in Baden-Baden, Frankfurt oder Wiesbaden und verbunden waren sie auch durch ihr gemeinsames Interesse für die Wissenschaft, v. a. für die Naturwissenschaften.

Graf Bose war ein Fachmann in der Erforschung des Verhaltens von Landschnecken und Gräfin Bose war ausgesprochen kundig in der heimischen Singvogel- und Schmetterlingswelt. So ist es auch kein Wunder, dass die Boses naturwissenschaftliche Institutionen unterstützten und in ihren Testamenten reich bedachten. Da die Boses selbst keine Kinder hatten, ist es geradezu verständlich, dass sie schon zu Lebzeiten darum bemüht waren, einer Gewohnheit des späten 19. Jahrhunderts folgend, ihr Vermögen in Form von Kapital und Immobilien den verschiedensten Einrichtungen zur Verfügung zu stellen. Bis zu ihrem Tod am 3. Oktober 1883 unterstützte die Gräfin Bose unterschiedliche Instituti-

onen wie die Armenfürsorge, die Krankenpflege sowie den Bau und die Einrichtung von Volksschulen.

Zu den Stiftungen, die sie noch zu Lebzeiten einrichtete, gehörte auch die Anstalt zur Behandlung kranker Kinder in Marburg. Der einzige Sohn von Louise Bose war bei der Geburt gestorben und so scheint hier die Ursache des Engagements der Gräfin für die Erforschung von Kinderkrankheiten zu liegen. Dazu stiftete die Gräfin Bose 1856 zunächst die Summe von 10.000 fl., die sie wiederholt erhöhte, für die Universitätsklinik unter Carl Friedrich von Heusinger. Auch in ihrem Testament verfügte sie nochmals eine Rente, die dieser Institution speziell zur Versorgung armer Kinder zu Gute kommen sollte. Tatsächlich betrachtete die Universitätsklinik die Spenden nicht nur als zusätzliche Zuwendung, sondern kalkulierte sie bald in den Haushalt fest mit ein. Das Schicksal wollte es jedoch, dass in Folge falscher Investition und der Inflation die Stiftung ihre Bedeutung verlor.

Beachtlicher ist jedoch die immense Summe, die Louise Bose in ihrem Testament neben der Berliner und Jenaer Universität, sowie der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft der Marburger Philipps-Universität vermachte. Diesen Institutionen hinterließ Gräfin Bose zur Unterstützung medizinischer und naturwissenschaftlicher Forschung jeweils 800.000 Mark, was einem heutigen Wert von etwa 8 Mio. DM entspricht.

Sie bedachte dabei Institutionen, zu denen sie oder ihr Mann persönliche Beziehungen hatte. Die Philipps-Universität wurde aufgrund der Tatsache ausgewählt, dass sie von Landgraf Philipp dem Großmütigen gegründet worden war. Louise Bose war sich ihrer Abstammung aus dem hessischen Fürstenhaus bewusst und betonte ihre Stellung als Fürstentochter nicht zuletzt durch die Stiftung an die Marburger Universität. Die gestifteten 800.000 Mark sollten nach einem Plan angelegt werden und die erwirtschafteten Erträge waren bestimmten Zwecken zugeordnet. So erhielten ihr Mann und ein Neffe eine Jahresrente. Weitere Teile waren der Förderung naturwissenschaftlicher Forschung zugeordnet. Die Philipps-Universität musste aber auch bestimmten

Personen und Institutionen eine lebenslange Rente zahlen, der „Kaiserlich-Leopoldinisch-Carolionischen Deutschen Akademie der Naturforscher“ in Halle eine ewige Rente zahlen und über dreißig Jahre 1.000 Mark der von der Gräfin Bose gestifteten Klinik für Kinder in Marburg. Ohne hier weiter auf das Schicksal der Stiftung im Detail einzugehen, sei vermerkt, dass das Kapital durch finanzwirtschaftliche Prozesse erheblich geschmälert worden war, die Stiftung aber im Prinzip bis 1994 bestanden hatte. Sie wurde dann mit noch zwei weiteren Stiftungen zur *Stiftung zur Förderung von Forschung und Lehre am Fachbereich Humanmedizin an der Philipps-Universität Marburg* (Medizinstiftung) verbunden. So hat bis heute das Vermächtnis der Gräfin Bose an der Philipps-Universität zur Unterstützung der medizinischen Forschung weiterhin bestand. Dies war das ausgesprochene Bedürfnis einer großen hessischen Frau, die zu Unrecht lange Zeit in Vergessenheit geraten war. In Zeiten der öffentlichen Geldnot kann ein solches Beispiel nicht oft genug hervorgehoben werden.

Die Projekte, die Louise Bose in Marburg unterstützt hatte, sind nur ein Teil dessen, was sie geleistet hat, aber die Stadt darf sich glücklich schätzen, dass sie von dieser großzügigen Frau auch Zuwendungen erfuhr, obwohl Louise Bose keine wirkliche persönliche Beziehung zu Marburg hatte, außer ihrer illegitimen Abstammung von Landgraf Philipp dem Großmütigen.

**(Eva Bender M. A.)**

## **Sophie von Brabant (1224 - 1275)**

**Sophie von Brabant, älteste Tochter des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen und der Heiligen Elisabeth, gilt als die Gründerin des Landes Hessen. Obwohl sie sich viele Jahre in Marburg aufhielt, von hier aus das Erbe ihres Sohnes Heinrich einforderte und Marburg zur Residenzstadt machte, liegt der Bekanntheitsgrad der „Herrin von Hessen“ weit hinter dem ihrer berühmten Mutter. Zu Unrecht, möchte man meinen, wenn man sich ihre Lebensgeschichte vergegenwärtigt.**

Im Jahre 1224 auf der Wartburg geboren, zog Sophie nach dem Tod ihres Vaters mit ihrer Mutter nach Marburg. Um 1240 heiratete sie den Herzog von Lothringen und Brabant, Heinrich II. Sie brachte zwei Kinder zur Welt, einen Sohn und eine Tochter. Ihr Sohn Heinrich (geboren am 24. Juni 1244) sollte der Begründer des hessischen Landgrafenhauses werden.

Mit dem Tode des thüringischen Landgrafen Heinrich Raspe, dem Onkel Sophies, im Jahre 1247 erlosch das Geschlecht der Ludowinger im Mannesstamm und ein Streit um das Erbe entbrannte. Neben Sophie, die im Namen ihres Sohnes Ansprüche auf das Erbe anmeldete, sahen sich auch Heinrich von Meißen, Graf Siegfried von Anhalt und Graf Hermann von Henneberg als aussichtsreiche Erben. Außerdem versuchte der Erzbischof Siegfried von Mainz, Besitzungen für die Kirche zu sichern.

In dieser Situation brach Sophies Mann, Herzog Heinrich von Brabant, im Mai 1247 nach Hessen auf, um die Interessen seiner Frau und seines Sohnes zu vertreten. Auf dieser Reise war Marburg eine entscheidende Station. Von hier aus wollte er das Land für seine Frau Sophie und ihren gemeinsamen Sohn Heinrich (genannt „das Kind“) in Besitz nehmen. Um die Verbindung zur Heiligen Elisabeth zu betonen, mit der er seine Machtansprüche

legitimieren wollte, ordnete Heinrich II. die Errichtung eines Altars im Elisabethchor der noch unvollendeten Elisabethkirche an und beschenkte den Deutschen Orden mit der Kirche am Felsberg. Bereits im Juni desselben Jahres riefen ihn wichtige Geschäfte zurück nach Brabant, wo er am 1. Februar 1248 verstarb.

Sein Tod bedeutete für die Forderungen Sophies zunächst einen Rückschlag, denn Herzog Heinrich hatte keine Regelungen bezüglich des Erbes treffen können, und sein Nachfolger war nicht in der Lage, die Interessen Sophies zu vertreten. So beschloss Sophie, selbst mit ihrem knapp vierjährigen Sohn nach Hessen zu kommen, um die Erbschaft durchzusetzen. Dabei bewies sie sich als tatkräftige, unerschrockene Frau, die ausdauernd und, wenn nötig, mit Waffengewalt ihre Ziele verfolgte und so das Erbe ihres Sohnes sicherte.

Sophie erschien im April 1248 in der Lahngegend, wo sie aufgrund der Bekanntheit ihrer Mutter eine freundliche Aufnahme erwartete. Sie entschied sich, in Marburg zu wohnen, um so ihre Verbindung mit der Heiligen Elisabeth zu betonen und sich durch ihre Abstammung einen Vorteil im Erbstreit zu verschaffen. Sophie bestätigte die bereits von ihrem Mann vorgenommene Schenkung der Kirche am Felsberg an den Deutschen Orden und nahm ihn in ihren Schutz. Marburg kam so eine Schlüsselrolle im Kampf um das Erbe zu.

Trotz beharrlichen Einsatzes konnte sich Sophie mit ihren Forderungen zunächst nicht durchsetzen. Sie entschloss sich daher im Jahre 1250 zu einem Bündnis mit ihrem Vetter Heinrich von Meißen und übertrug ihm die Vormundschaft über ihren Sohn, das Land Hessen und die Wartburg für 10 Jahre. Nach dieser Entscheidung zog sich Sophie zunächst nach Marburg und dann nach Brabant zurück, während Heinrich von Meißen die vormundschaftliche Verwaltung Hessens einrichtete. Noch vor der Rückgabe der vormundschaftlichen Besitzungen kam es zum Streit und Sophie zog, unterstützt von ihrem Schwiegersohn, Herzog Albrecht von Braunschweig, gegen Heinrich von Meißen in den Krieg. 1264 kam es zum Friedensvertrag, bei dem Sophie neben einer Geldzahlung auch Städte und Burgen in Thüringen

erhielt. Es scheint so, als ob Sophie und ihr Sohn nicht nur ihr hessisches Erbe verteidigen, sondern auch einen Teil Thüringens dazu gewinnen wollten – was ihnen zumindest ein Stück weit gelang.

Sophie setzte sich also nach zähem Ringen erfolgreich gegen alle Gegner durch und erreichte ihr Ziel, die Einsetzung ihres Sohnes als Landgraf von Hessen. Nach ihrem Sieg zog sie sich nach Marburg zurück und nahm hier ihren Alterssitz. Sophie starb im Jahre 1275 und wurde in der Abteikirche von Villers in Brabant neben ihrem Mann beerdigt. Heute erinnern eine Gedenktafel am Marburger Marktbrunnen und ein Denkmal vor dem Rathaus an die „Herrin von Hessen“.

**(Silke Herzog)**



## Elisabeth Burk (1836 - 1906)

Sie zählte zu den „geringen Leut“: Elisabeth Burk war weder besonders gebildet, noch besonders begabt, noch sozial engagiert, auch hat sie keinen berühmten Mann geheiratet – nichts, was sie für die Geschichtsschreibung interessant gemacht hätte. Die meisten Menschen, die sie kannten, haben die Erinnerung an sie längst mit ins Grab genommen. Geschrieben hat niemand über sie und ebenso existieren zu ihrem Berufsstand kaum schriftliche Quellen.

Sie war Botenfrau; eine Frau, die mit dem Strickzeug in der Hand und dem Korb auf dem Kopf straffen Schrittes die Lande durchzieht, zweieinhalb Stunden soll sie gebraucht haben, um von Sinkershausen nach Marburg zu laufen, um Bestellungen aufzunehmen oder abzuliefern. Sie kannte selbst die kleinste Abkürzung. Nur wenn der Boden vom Regen aufgeweicht war, dauerte der Weg etwas länger.

Geboren wurde Elisabeth Burk 1836 in Sinkershausen, und es ist anzunehmen, dass sie außerdem nur die Orte kannte, die sie zu Fuß erwandern konnte. Auch ihre Eltern stammten von hier. Als Kind hatte man sie wohl in die Dorfschule geschickt, in der alle Kinder des Ortes in einem Raum der Obhut des Lehrers anvertraut waren, der sich bemühte, den Kindern Lesen und Schreiben und das „Einmaleins“ beizubringen. Zur Autorität verhalf ihm noch bis 1931 der Rohrstock, doch als Mädchen hatte die kleine Elisabeth schlimmstenfalls mit Schlägen auf den Rücken oder auf die Hände zu rechnen. Nicht zur Schule gehen konnte sie nur, wenn sie auf dem Feld gebraucht wurde, und das kam recht häufig vor.

Als Mädchen ging Elisabeth zu den Bertz „in Stellung“, einer Sinkershäuser Großbauernfamilie. Soweit sich rekonstruieren lässt, waren alle Frauen der Burk-Familie hier angestellt, zumindest reicht die Reihe von ihr selbst bis auf ihre Urenkelin Margaretha Werner. Die Bande zwischen den beiden Familien hielten fest

über Generationen, eine „male Freundschaft“. „In Stellung“ sein bedeutete meist nur für die jungen Mädchen, dass sie als Magd bei den Großbauern wohnten. Frauen, die Familie hatten, arbeiteten nur, wenn sie „Örder“ bekamen, das heißt wenn nach ihnen geschickt wurde. Vor allem in der Erntezeit hieß aber auch das: Arbeit vom Morgenrauen bis zum Sonnenuntergang. Die Botengänge brachten ein Zubrot, Hauptverdienst waren sie nie. Vielleicht lief auch schon die Mutter der Elisabeth Burk im Auftrag der Kundschaft durch die Lande und nahm sie häufig mit auf den Weg, zumindest ist ihre eigene Tochter noch oft mitgegangen, wurde aber nicht mehr Botenfrau, sondern ging in die Textilfabrik.

Elisabeth Burk marschierte etwa zweimal pro Woche nach Marburg, um die verschiedensten Botengänge auszuführen. Ihr Weg führte über Weitershausen, Dilschhausen, Wehrshausen. In jedem der Dörfer hatte sie ihre Stützpunkte. So spann sie die Fäden zwischen Marburgs Handwerkern und einem festen Kundstamm auf den Dörfern. Aber auch Freundschaften und Familienbeziehungen wurden durch sie in Gang gehalten. Ihre Aufträge bekam sie teilweise erst unterwegs, brachte heute Leinen zum Färben und nahm beim Bauern Butter in Zahlung, die sie dann selber weiter verkaufte, holte am Morgen die fertige Ware aus der Stadt und überbrachte Nachrichten. In Marburg packte sie ihren Korb voll Brötchen, lief nach Gladenbach und verkaufte sie dort auf dem Markt, um noch einen weiteren Pfennig zu verdienen. Sie war die Zeitung, der Krämerladen, das Lieferauto und das Telefon. Und auf allen ihren Wegen klapperten unentwegt die Stricknadeln. Die Frauen auf dem Dorf fingen schon morgens gegen fünf Uhr, wenn es draußen noch dunkel war, im Bett liegend, an zu stricken. Das macht deutlich, was die Minute wert war und wie hart gearbeitet wurde. Ruhe gab es nur bei Krankheit, im Kindbett und im Alter. Manche romantische Vorstellung vom Landleben der Vergangenheit stimmt mit der Realität nicht überein.

Für Elisabeth Burk kam noch erschwerend hinzu, dass sie ihre vier Kinder alleine großzog. Über den Vater war nichts in Erfahrung zu bringen. Diese Situation hat sicherlich für sie zu großen sozialen Belastungen geführt. Man denke nur daran, gegen wel-

che Schwierigkeiten alleinlebende Frauen auf dem Lande noch heute ankämpfen müssen. Wenn man sich noch dazu vor Augen hält, dass für Elisabeth Burk das Leben auf Sinkershausen und Umgebung beschränkt war, kann man den Stellenwert der sozialen Anerkennung am ehesten nachempfinden. Auf der anderen Seite hatte die Botenfrau auch eine Art Schlüsselposition inne, schließlich war man von ihren Diensten abhängig. Ihre Urenkelin jedenfalls sagt, dass sich die Botenfrau ein „gut Gemüt bewahrt (hat) bei der Lage“.

Sie muss mit einem unglaublichen Fleiß gewirtschaftet haben, denn irgendwann hatte sie genug zusammengespart, um für sich und die Kinder ein kleines Häuschen zu kaufen. Es bestand aus der Küche, einem großen Schlafräum und einem Ställchen für die Sau. In diesem Häuschen spielte sich das gesamte Leben eines Sechs-Personen-Haushaltes ab, sechs Personen, weil in dem Haus noch eine alte Frau wohnte. Die hatte sie „mitgekauft“, wodurch sich der Preis nicht unerheblich gesenkt haben dürfte. Im Alter wurde sie von ihren Kindern versorgt, deren zwei in Sinkershausen wohnen geblieben sind.

Die Dienste der Botenfrau wurden um die Jahrhundertwende immer seltener benötigt. Neue Transportmittel machten sie entbehrlich. Wenn auch die Bahn lange keine Alternative darstellte – hoher Fahrpreis, fehlende Gleisverbindungen – so war ein Fahrrad schon eine ernstere Konkurrenz: man schickte einfach den Jüngsten, die Besorgungen zu erledigen.

**(Kathrin Großmann)**

## Maria Dorer (1898 - 1974)

Maria Dorer war eine der wenigen Frauen, die als Professorin an der Philipps-Universität in Marburg lehrten. Sie wurde am 16. November 1898 in Ettlingen/Baden geboren. Ihr Vater war Kreis-schulrat, ihre Mutter Hausfrau. Nach dem Abitur am Realgymna-sium Freiburg 1919 studierte sie an den Universitäten Freiburg, München und Berlin Philosophie und promovierte 1923. Im Jahr darauf legte sie ihr Staatsexamen in Berlin ab und studierte dort weiter Philosophie, Psychologie und Pädagogik.

1927 erhielt sie eine Assistentenstelle für Pädagogik am Pädago-gischen Institut in Mainz (eine Außenstelle der Technischen Hochschule Darmstadt) mit dem Auftrag: *Einführung der weibli-chen Studierenden in das Verständnis der Psyche des Mädchens und der Erzieherin sowie in Beeinflussung, und zwar auf dem Bo-den einer philosophisch vertieften Betrachtung des Bildungsprob-lems*. 1930 legte sie eine Habilitationsschrift mit dem Titel *Die Frau als Erzieherin* vor, die jedoch von der Fakultät für Kultur- und Staatswissenschaft nicht angenommen wurde. Prof. Eduard Spranger verteidigte die Ablehnung des Manuskriptes mit den Worten: „Und ich bin der Ansicht, dass man der besonderen We-sensart der Frau gestatten muss, auch in der wissenschaftlichen Arbeit eine eigentümliche, von der männlichen abweichende Note zu zeigen. Denn wenn man überhaupt die Habilitation von Frauen zulässt, zumal für ethische Fächer, so kann man m. E. nicht for-dern, dass sie in der Art, Wissenschaft zu treiben, die weibliche Natur ganz verleugnen.“ Im zweiten Anlauf habilitierte sich Maria Dorer 1932 mit einer Arbeit über die *Historischen Grundlagen der Psychoanalyse*.

Als gläubige Katholikin lehnte Maria Dorer das pädagogische Konzept der Nationalsozialisten ab. Daher wurde sie 1933 aus ih-rer Mainzer Stelle fristlos entlassen. Sie behielt jedoch in Darm-stadt eine „Lehrerlaubnis“ als Privatdozentin. Als sich Studieren-de, bei denen sie sehr beliebt war, für eine Verbesserung ihrer Si-tuation einsetzten, griff sie der Leiter der Dozentenschaft in einer

Stellungnahme heftig an: „[...] dass sie bereits jetzt in der verzweiflungsvollen Lage des missvergnügten Privatdozenten ohne jede Aussicht eines Weiterkommens sich befindet, trotzdem aber auf den Abgang des ihr gegenüber nur etwa 10 Jahre älteren Ordinarius warten will, obwohl ihr des weiteren außerdem bekannt sein dürfte, dass das Reichswissenschaftsministerium – wenigstens u. W. – grundsätzlich keine Frauen mehr auf Lehrstühle beruft, die grundsätzlich von männlichen Lehrkräften versehen werden können.“

Von 1935 bis 1937 war Maria Dorer in der Psychiatrischen- und Nervenlinik der Charité in Berlin tätig. 1939 veröffentlichte sie in Berlin eine Schrift mit dem Titel *Charakter und Krankheit*. 1941 kam sie zum ersten Mal nach Marburg und konnte eine Lehrstuhlvertretung an der Philipps-Universität übernehmen. Gleichzeitig nahm sie ein Medizinstudium auf, das sie im Wintersemester 1944/45 mit dem Medizinischen Staatsexamen abschloss.

1946 erhielt sie schließlich einen Lehrauftrag für Psychologie und Philosophische Propädeutik in Marburg, der 1953 auf die Psychologie begrenzt wurde. Im Mittelpunkt aller Seminare standen neben Fragen der Kinder- und Jugendpsychologie vor allem Fragen der Psychologie im Grenzbereich zur Philosophie und zur Medizin. 1959 wurde sie als Folge eines lange verzögerten Wiedergutmachungsverfahrens in Darmstadt, wo sie noch immer als Dozentin tätig war, zur außerplanmäßigen Professorin für Psychologie und Bildungslehre ernannt.

Neben ihrer Hochschultätigkeit engagierte sich Maria Dorer auch im sozialen Bereich - zum Beispiel für Gefängnisinsassen in Deutschland. Sie pflegte Korrespondenzen in der ganzen Welt, reiste viel und lebte auch im Alter ein aktives und erfülltes Leben. Noch im Wintersemester 1973/74 lehrte sie sowohl in Darmstadt als auch in Marburg. Sie starb nach kurzer Krankheit in Marburg am 28. April 1974.

**(Susanne Wrona)**

## Lisbeth Eisner (1867 - 1949)

Die Malerin und Schriftstellerin Lisbeth Eisner wurde in dem märkischen Luftkur- und Badeort Freienwalde geboren und verbrachte ihre Kindheit und Jugend in der nahegelegenen Kreisstadt Eberswalde. Sie selbst schrieb hierzu, dass es ihr schien, „als ob meine Jugend nicht viel anders dahinfloss wie die der meisten jungen Mädchen – der sogenannten höheren Töchter – die aber doch damals schon so vernünftig waren, gleich nach der Schule einen Beruf zu ergreifen.“ Sie ließ sich von ihrem Vater, dem Kunstmaler August Hendrich nach dem Besuch des Lyzeums ausbilden und betätigte sich auch bereits als Lyrikerin im privaten Rahmen.

Mit 23 Jahren verlobte sich die Malerin mit dem Journalisten Kurt Eisner aus Berlin, der nach einem wegen finanzieller Engpässe abgebrochenen Studium in einem Depeschensbüro arbeitete. Dort verdiente der gleichaltrige Verlobte nicht sehr viel und versuchte seine eher ärmliche Situation durch Übersetzungen zu verbessern. Zwar war sein Bestreben, sich „möglichst bald selbständig zu unterhalten“, doch Kurt Eisner musste gestehen, dass es mit seinen „literarischen Arbeiten [...] wohl nicht viel werden“ würde. Diese Situation verbesserte sich erst, als seine Anstellung bei der „Frankfurter Zeitung“ als Korrektor es dem Paar ermöglichte, im Juli 1892 die Ehe einzugehen.

Im Jahr darauf zog Lisbeth Eisner mit ihrem Mann nach Marburg, wo Eisner Redakteur der linksliberalen *Hessischen Landeszeitung* geworden war. Das Paar bezog in der Haspelstraße 37 eine Wohnung am Rande des gerade angelegten neuen Wohnviertels im Süden der Stadt. Hier wurden ein Sohn und eine Tochter geboren; die junge Familie genoss das Leben in der Universitätsstadt. „Auch lange noch, nachdem ich verheiratet war, betätigte ich mich mit Ernst und großer Schaffensfreude auf dem Gebiet der Malerei,“ hielt Lisbeth Eisner später fest, „bis dann oftmals teure Oelpinsel weiße

Kinderbettchen lackieren und Terpentin und weiche Farbenlappen das intensive Pariserblau aus rotgoldnen neugierigen Kinderlocken reiben mussten.“ Mit ihrem Mann nahm die Malerin Anteil an den sozialen Bewegungen der Zeit, wurde 1898 Mitglied im *Verein der Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse* und 1900 in der Sozialdemokratischen Partei.

Als Kurt Eisner nach einem Gefängnisaufenthalt wegen Majestätsbeleidigung 1899 zum Parteiblatt *Vorwärts* berufen wurde, zog die Familie nach Berlin-Lichterfelde. Zu ihren Malarbeiten kam Lisbeth Eisner nur noch selten – auch weil ihr „'Herr und Gebieter' ein so strenger Kritiker“ war, „dass er nach jeder Richtung nur die ersten Geister gelten ließ und – mit denen wollt' ich's doch wirklich nicht aufnehmen. [...] und so wurde die Malerei mir allmählig nur Feiertagsvergnügen und wenn mir auch trotz mancher schönen Erfolge nicht ausgereifte große Werke gelangen, so war dieses Schaffen doch vielleicht der geeignete Boden, mein späteres Leben in anderer Richtung günstig zu beeinflussen, denn mein ästhetisches Gefühl wurde so hoch entwickelt, dass mich die wunderbaren Farbeneffekte und Schönheiten der Natur selbst in den ödesten Landschaften und zu den traurigsten Zeiten so ungemein ergriffen und erhoben, dass alles Trübe in meinem Leben dadurch ungemein gemildert und verschönt wurde.“ Lisbeth Eisner schuf 1902 zum 60. Geburtstag des Eisner eng verbundenen Marburger Philosophen Hermann Cohen eine Ansicht von dessen Geburtsstadt Coswig, die den damit Beschenkten sehr erfreute.

Nach seiner Entlassung durch den *Vorwärts* nahm Eisner 1907 eine Stelle bei der „Fränkischen Tagespost“ an und die mittlerweile fünf Kinder zählende Familie zog nach Nürnberg-Behringersdorf um. Eisner versuchte dort unter anderem auch die Aufmerksamkeit der Sozialdemokratie auf die Fragen der Frauenbewegung und der Bildungsprobleme hinzulenken, was sicher auch ein Thema von Lisbeth Eisner war. Sie ließ später im Privatdruck ein Buch mit Geschichten über ihre Erlebnisse mit den eigenen Kindern erscheinen.

Das harmonische Familienleben zeigte aber bald Risse, als Eisner sich einer jüngeren Frau zuwandte und seine Trennung von Lisbeth und den Kindern in kaum verhüllter Form auch literarisch verarbeitete. Wie die Münchener Historikerin Freya Eisner schreibt, bezichtigte er sie unzutreffenderweise, „seine politischen Ideale nicht zu teilen und sich von den Volksmassen, für deren Befreiung er kämpfte, abgestoßen zu fühlen.“

1914 ließen Lisbeth Eisners „Zukunftshoffnungen für eine neue Menschheit“ die Schriftstellerin hervortreten, die engagierte Gedichte als „Lieder der Zeit“ in der 4. Auflage des Bandes *Stimmen der Freiheit* publizierte. Die künstlerisch begabte Frau organisierte nach der Ermordung Kurt Eisners (im Februar 1919) in vielfältiger Weise ihren Unterhalt, sie arbeitete als Diätköchin, bot private vegetarische Mittagstische an, arrangierte Festivitäten und war an der Planung einer Gartenstadt beteiligt. 1933 musste sie mit einer ihrer Töchter unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe nach Prag fliehen, später nach England. Ein Sohn wurde im KZ Buchenwald ermordet. Lisbeth Eisner starb im April 1949 in England.

**(Markus Bauer)**



## Agnes Elisabeth Günther (1863 - 1911)

**„Dieses Klima höhlt einen geistig dermaßen aus, dass mich von dem menschlichen schließlich nichts mehr wundert. ‚Raupen‘ sagte ich deshalb, weil man ja nicht nur ein rein stoffliches Raupenleben führt, sondern auch weil man auf seinem Liegestuhl im Fußsack einen durchaus raupenähnlichen Eindruck macht; eine dicke, fette Raupe mit kleinem Kopf, die eben im Begriff ist, sich zu verpuppen.“**

Die Frau, die hier halb verbittert, halb belustigt sich und ihre Leidensgefährten charakterisiert, befand sich zu dieser Zeit in einem Sanatorium in Davos (Schweiz), Kehlkopfkrebs und Tuberkulose haben die erst knapp Fünfzigjährige mit dem Tode gezeichnet. Dieselbe Frau arbeitete gleichzeitig unverdrossen an ihrem schriftstellerischen Werk. Noch auf ihrem Totenbett schreibt sie an ihrem Hauptwerk fort. „Arbeit“, so heißt es in einem ihrer Briefe, „ist auch eine Art Lebenselixier, oder ist sie’s nicht, eine anständige Todesart!“

Die Rede ist von Agnes Günther. Am 21. Juli 1863 in Stuttgart als Agnes Breuning geboren, wuchs das Mädchen mit zwei Schwestern und einem Bruder in einem behüteten, künstlerisch aufgeschlossenen Elternhaus auf. Kurz nach ihrer Einschulung in die erste Töchterschule Stuttgarts – dem Königlichen Katharinenstift – machte der Tod ihres Vaters sie zur Halbwaisen. Ihrem bald einsetzenden Kränkeln versuchte man mit Luftveränderung und Aufhalten auf dem Lande zu begegnen.

Zur weiteren Ausbildung nach der Schulzeit ging Agnes zuerst nach Genf, danach länger nach England. Hier versuchte sich die junge Frau erstmals als Lyrikerin. Besonders widmete sie sich in dieser Zeit aber der Wohltätigkeit, wie etwa durch Mitarbeit in einem Verein zur „Hebung von Fabrikmädchen“. Dieses Engagement gab Agnes auch nach ihrer Rückkehr nach Deutschland

nicht auf. 1887 hatte sie den Theologen Rudolf Günther geheiratet und war ihm in seine erste Pfarrstelle nach Ulm gefolgt, wo sie sich der weiblichen Arbeiterjugend annahm. Sie kümmerte sich um deren Bildung und gründete eine Laienspielgruppe. Die Mädchen an den Webstühlen hielten, um ihre Rollen zum Abend bestimmt zu beherrschen, den „Tell“ auf den Knien.

Kurz nach der Geburt ihres Sohnes Gerhard machte eine Versetzung ihres Mannes wieder einen Umzug notwendig. Die kleine Familie lebte jetzt im Hohenlohischen Langeburg. Schnell fand Agnes hier einen großen Freundeskreis, zu dem Handwerker ebenso gehörten wie Adlige. Die Figuren ihres schriftstellerischen Werks tragen oft die Züge dieser Langeburger Freunde. Auch eine Laienspielgruppe rief sie hier wieder ins Leben. Bald schon konnte ihr Schauspiel „Die Hexe“ im Schlosshof aufgeführt werden. 1893 wurde ihr zweiter Sohn Erich geboren.

Acht Jahre später erkrankte die Schriftstellerin an Tuberkulose. Ein Klimawechsel sollte Besserung bringen: Agnes verbrachte die nächsten Monate an der Rivieraküste. Auch bei ihrer Rückkehr war sie noch nicht ganz genesen. Sie musste auf ärztliche Anweisung die folgende Zeit, Sommer wie Winter, im Freien in einem Gartenhaus verbringen. In die Langeburger Zeit fällt - trotz Krankheit und Italienaufenthalt - eine wichtige Phase ihres literarischen Schaffens: Agnes Günther verfaßte hier das Drama „Die Hexe, die eine Heilige war“. Erzählt wird darin die Geschichte der „Hexe“ Gisela, die verurteilt und gefoltert, zuletzt aber doch von einem jungen Grafen befreit und geheiratet wird.

1908 erhielt Rudolph Günther einen Ruf an die Theologische Fakultät der Universität Marburg. Die Familie zog in das Haus Barfüßertor 25. Agnes gelang es wiederum, ihre Mitmenschen für sich einzunehmen: Bei den Rektorenbällen der Universität war sie eine beliebte Tischdame, sie gab berühmte Gesellschaften, und auch Studentenabende wusste sie mit Geist zu beleben. Gerne unternahm Agnes Ausflüge in die nähere Umgebung Marburgs. Rauschenberg, die Amöneburg und Biedenkopf waren Ziele solcher Unternehmungen. Auch das Marburger Schloss und die Elisabethkirche waren Orte, an denen sie sich oft aufhielt. Doch ob-

wohl Stadt und Städter ihr eigentlich angenehm waren, fühlte sich Agnes so ganz wohl nicht in der „*durch Geist und Elektrizität erleuchteten Stadt Marburg*“, wie sie spöttisch meinte. Ihr fehlten die Freunde und die Umgebung Langenburgs. Die rechte Schaffensfreude mochte sich in Marburg vorerst nicht einstellen.

Weiteres schriftstellerisches Wirken gelang ihr erst wieder bei einem längeren Besuch im Pfarrhaus Herrentierbachs bei Langenburg: ledig aller häuslichen und gesellschaftlichen Pflichten konnte sie sich endlich wieder ihrer Arbeit widmen. Aber sie arbeitete bis zu ihrer Erschöpfung.

1910 ging Agnes zur Erholung nach Davos. Dort wurde der Kehlkopftumor entdeckt. Die Behandlung zog sich über Wochen hin. Das untätige und einsame „*Raupenleben*“ der Sanatoriumsgäste behagte ihr nicht. Die Spaziergänge in der Bergwelt gaben der immer Naturverbundenen aber Trost.

Agnes Günther schrieb von Davos ihrem Mann: „*Du darfst Dir aber nicht denken, dass ich immerfort Kummer spinne. Dazu bin ich viel zu munter im Geiste. Ich ärgere mich über das Thermometer und lege es wieder beiseite und denke an etwas anderes. Ich denke, ich bleibe etwa sechs Wochen hier und komme dann eben wieder, so lange wird meine Heilbehandlung dauern. Wenn es nichts geholfen hat, kann man auch nichts machen, und gar zu lange möchte ich mir eine Sklaverei, wie sie hier betrieben wird, nicht gefallen lassen.*“ Zwar verlief die Kehlkopfoperation in Davos gut, dennoch blieb sie bei ihrer Rückkehr nach Marburg geschwächt und entkräftet. Man rechnete mit ihrem baldigen Ende.

Noch im Angesicht ihres Todes legte die leidenschaftliche Schriftstellerin letzte Hand an ihre Werke. Die lange schon in ihrem Kopf vorhandene Skizze zu ihrem Hauptwerk „*Die Heilige und ihr Narr*“ brachte sie in wenigen Tagen zu Papier. Der Roman - ein Märchen aus dem Adelsmilieu - wurde, als er 1913 erschien, ein großer Erfolg.

Der erste Druck hatte mit 1 Millionen Exemplaren eine für diese Zeit erstaunlich hohe Auflage und zählte somit zu den „Bestsellern“ des Jahrhundertbeginns. Mittlerweile erfuhr das Buch seine

140. Auflage (1982). Die Autorin allerdings erlebte den Erfolg ihres Hauptwerks nicht mehr. Agnes Günther starb am 16. Februar 1911 in Marburg.

## Anne Marie Heiler (1889 - 1979)

**Kann man als Frau eines erfolgreichen und bekannten Mannes eine eigenständige politische Karriere absolvieren? Diese Frage stellte sich für Anne Marie Heiler erst gar nicht. Die Ehefrau von Friedrich Heiler, Professor für vergleichende Religionsgeschichte und Religionsphilosophie in Marburg, hatte die Prioritäten klar verteilt: Die ersten 25 Jahre ihrer Ehe widmete sie ihrem Mann und den drei Töchtern Anna Elisabeth, Birgitta und Ingrid. Erst in ihrer zweiten Lebenshälfte begann die ungewöhnliche politische Karriere dieser Marburgerin, die sich selbst bescheiden als „Hausfrau“ bezeichnete.**

Letztendlich führte ihr gesellschaftliches und politisches Engagement zu einer festeren inneren Bindung an Marburg und Hessen als es bei ihrem Mann der Fall war. So konnte sie 1959 feststellen: „Aber eigentlich ist es doch so, dass ihn [Friedrich Heiler, P.H.] außer seiner Lehrtätigkeit und der Sammlung [...] [religionskundliche Sammlung, P.H.] nicht viel an Marburg bindet; ich bin durch meine Arbeit in allerlei Organisationen hier und in Hessen überhaupt mehr verwurzelt.“

Anne Marie Ostermann wurde am 21. März des Jahres 1889 in Brackwede bei Bielefeld als ältestes von sieben Kindern geboren. Der Vater August war evangelischer Pastor, die Mutter Elisabeth, geborene Wolpers, führte den großen Haushalt. Nach einer mehrjährigen Unterbrechung des Schulbesuchs wegen gesundheitlicher und familiärer Schwierigkeiten legte sie 1913 das Abitur ab, nur fünf Jahre nachdem den Frauen auch in Preußen endlich der Zugang zu den Universitäten gewährt worden war. Sie arbeitete zunächst ein halbes Jahr als Lehrerin. In dieser für sie problematischen Zeit beschäftigte sie sich immer wieder mit religiösen Fragen, sie vermag wissenschaftliche Erkenntnis und religiösen Glauben nicht in Einklang zu bringen. Erst ein mystisches Erlebnis bringt Klarheit in ihren Lebensentwurf und sie entschließt sich zum Studium der Theologie, Philosophie und der Germanistik,

das sie nach Halle, Berlin und schließlich auch nach Marburg führte. Dort legte sie 1921 das Staatsexamen ab, und war damit qualifiziert für das Lehramt an höheren Schulen.

Schon vor ihrem Examen hatte Anne Marie Ostermann den jungen Marburger Theologen Friedrich Heiler kennen gelernt. Als Mitglied der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (DCSV) gehörte sie einem Gebets- und Gottesdienstkreis an, der sich seit 1920 regelmäßig im Marburger „Michelchen“, der Michaelskapelle auf dem Pilgerfriedhof, traf. Hier hatte sie Heilers Idee der „Einen Kirche“ kennen – und den Mann liebengelernt. Am Tag ihres bestandenen Staatsexamens hielt Heiler um ihre Hand an.

Anne Marie Heiler widmete sich in den ersten Jahren ihrer Ehe vor allem ihrer jungen Familie. Daneben war sie – selbstverständlich unbezahlt – als wissenschaftliche Mitarbeiterin für ihren Mann tätig. Sie schrieb auch eigene Artikel in der Zeitschrift „Die Hochkirche“, Organ der Hochkirchlichen Vereinigung, deren Vorsitzender Friedrich Heiler seit 1929 war. Anne Marie Heiler übernahm den theologischen Ansatz ihres Mannes, das ökumenische Aufeinanderzugehen der beiden Konfessionen, verstand ihn nach 1945 allerdings konkret politisch, wenn sie die Annäherung der Konfessionen als das Zusammengehen der aufbauenden gesellschaftlichen Kräfte interpretierte und auf den überkonfessionellen Charakter ihrer eigenen Partei, der CDU, bezog.

Die Familie Heiler erlebte das „Dritte Reich“ in der inneren Emigration und unter der ständigen Überwachung durch die Gestapo. In der Rückschau teilte auch Anne Marie Heiler die Meinung vieler Deutschen, dass es vor allem Adolf Hitler gewesen sei, der so viel Leid und Schrecken über das deutsche Volk gebracht habe. Diesen „Schrecken“ erlebte sie unmittelbar, als ihre Freundin Hedwig Jahnow nach gescheitertem Emigrationsversuch nach England im KZ Theresienstadt umkam.

Nach dem Krieg gehörte das Ehepaar Heiler zu denjenigen Marburgern, die nicht darüber klagten, das eigene Hab und Gut mit den in die Stadt strömenden Flüchtlingen teilen zu müssen, sondern die dort mithalfen, wo Hilfe am notwendigsten erschien. Sie gehörten zu den Mitbegründern und engagiertesten Helfern der

„Christlichen Nothilfe“. Anne Marie Heiler sah außerdem die Notwendigkeit eines überparteilichen frauenpolitischen Zusammengehens. Die sogenannten „Neun Musen“, die neun Gründungsmitglieder des Marburger überparteilichen Frauenausschusses, erreichten nicht nur die Versammlungserlaubnis vom alliierten Stadtkommandanten, sondern auch die Einrichtung einer in Eigenregie gestalteten Frauenseite bei der „Marburger Presse“. Aus diesem Kreis staatsbürgerlich engagierter Frauen entstand 1947 der Frauenverband Hessen (FVH), der sich als Landesorganisation dem Deutschen Frauenring (DFR) angliederte und dessen Vorsitz Heiler von 1955 bis 1959 innehatte.

Auch parteipolitisch betrat Heiler sozusagen Neuland. Sie gehörte zum Gründungskreis der Marburger CDU. Für diese Partei engagierte sie sich schon bald nicht nur in Marburg, sondern sie zog 1949 als einzige weibliche Abgeordnete Hessens in den ersten deutschen Bundestag ein. Dort profilierte sie sich als Mitarbeiterin in den verschiedenen Ausschüssen des Bundestages, außerdem trat sie als Fürsprecherin der Gleichberechtigung von Mann und Frau in Erscheinung, wie sie im Grundgesetz in Art. 3 Abs. II („Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“) verankert ist. Als es dann aber darum ging, die anstehende Reform des Familienrechts des Bürgerlichen Gesetzbuches noch in der ersten Legislaturperiode auf den Weg zu bringen, gehörte auch Heiler zu denjenigen, die den Antrag der Regierung auf Fristverlängerung verteidigten.

Im zweiten Bundestag war Heiler dann nicht mehr vertreten. Ihren sicheren dritten Listenplatz musste sie für die Frankfurter Juristin und Oberkirchenrätin Elisabeth Schwarzhaupt räumen. Für eine zweite evangelische Frau war auf der hessischen Landesliste kein Platz mehr.

In Marburg selbst wurde Heiler bereits 1946 als ehrenamtliche Stadträtin in den Magistrat berufen, wo sie als Dezernentin für öffentliche Jugendhilfe und Jugendpflege tätig war. Wegen der großen Arbeitsbelastung als Bundestagsabgeordnete legte sie ihre städtischen Ämter Ende 1951 nieder. Eine erneute Tätigkeit als Stadträtin lehnte sie 1962 ab, so sehr sie es auch „als eine Ehre

ansehen würde, wieder Mitglied der städtischen Körperschaft zu sein“. Sie verwies auf ihre Tätigkeit als erste Vorsitzende der Verbraucherzentrale Hessen e.V., die ihre Zeit in diesen Jahren in Anspruch nahm. Anzunehmen ist aber auch, dass sie allgemein ihr Arbeitspensum zurückschrauben wollte, denn immerhin war sie zu diesem Zeitpunkt bereits 73 Jahre alt. Einen späten Höhepunkt ihres Lebens stellte die ausgedehnte Reise nach Indien dar, auf die sie ihren Gatten im Frühjahr 1959 begleiten konnte und über die sie in zahlreichen öffentlichen Vorträgen berichtete.

In ihren letzten Jahren konnte Heiler noch einige verdiente Ehrungen entgegennehmen: 1973 die Ehrenmedaille der Stadt Marburg, im gleichen Jahr Ehrenbrief und Ehrennadel des Landes Hessen und schließlich auch das Bundesverdienstkreuz.

Das große politische Leitthema Heilers war jedoch die Heranführung der Frauen an die politische und gesellschaftliche Verantwortung. Im Oktober 1963 konnte Anne Marie Heiler gegenüber Elisabeth Schwarzhaupt, der ersten Ministerin in einem bundesrepublikanischen Kabinett, feststellen: „Meine ganze Arbeit, seit ich nicht mehr im Bundestag bin, gilt diesem einen Anliegen – auch der Vorsitz in der Verbraucherzentrale. Es ist mir gleich, an welchem Zipfel und mit welcher Aufgabenstellung ich die Frauen an die Verantwortung für das Ganze heranbringe – wenn es nur überhaupt geschieht.“

**(Petra Holz)**



## **Landgräfin Anna von Hessen, geb. Herzogin von Mecklenburg (1485 – 1525)**

Im Sommer 1514 wendete sich die Gemeinde der Stadt Marburg an Landgräfin Anna von Hessen. Die Gemeinde legte der Fürstin, die zugleich Stadtherrin war, eine lange Beschwerdeschrift vor, mit der sie gegen das Vorgehen des Rates der Stadt klagte. Unter anderem behauptete sie, der Rat wolle entgegen den 1511 getroffenen Absprachen das neue Rathaus größer und höher bauen. Anna, die erst wenige Monate zuvor die Landesherrschaft als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes übernommen hatte, war auf die Unterstützung der Gemeinde angewiesen. Sie entschied aber dennoch, dass der Bau in der begonnenen Weise fortgesetzt werden solle. Dies verzögerte sich jedoch nicht zuletzt wegen mangelnder Finanzierung bis 1523. Ihr Sohn ließ in dem Jahr zum Zeichen seiner Rechte als Stadtherr über dem Eingang des Rathauses ein Relief anbringen, das die Stamm-Mutter der hessischen Landgrafen, die Heilige Elisabeth darstellt.<sup>7</sup>

Die Tochter Herzog Magnus' II. von Mecklenburg und Sophie, geb. Herzogin von Pommern-Wolgast, wurde am 20. Oktober 1500 mit dem soeben verwitweten Landgrafen von Hessen verheiratet. Wilhelm II. (1469 - 1509) hatte die Herrschaft über ganz Hessen in seiner Hand vereinigt, da sein älterer Bruder Wilhelm I. wegen zunehmender geistiger Verwirrtheit 1497 vom Kaiser für regierungsunfähig erklärt worden und sein Vetter Wilhelm III. im Frühjahr 1500 kinderlos gestorben war.

Anna gebar ihrem Gemahl drei Kinder, von denen zwei das Erwachsenenalter erreichten. Die Tochter, Elisabeth (1502 - 1557), heiratete 1516 Herzog Johann d. J. von Sachsen; wegen ihres Witwensitzes, wo sie nach seinem Tod 1537 für zehn Jahre lebte, wurde sie Herzogin von Rochlitz genannt. Annas Sohn, Philipp (1504 - 1567), der nach der Schlacht von Lauffen 1534 den Bei-

---

<sup>7</sup> Vgl. Arbeitsgruppe für Bauforschung und Dokumentation, Marburger Schriften zur Bauforschung, Bd. 2: Zur Geschichte des Marburger Rathauses, Marburg 1984.

namen „der Großmütige“ erhielt, ist einer der bekanntesten Landgrafen von Hessen.

Bereits nach nicht ganz neunjähriger Ehe wurde Anna Witwe. 1504 hatte Wilhelm II. sich an der Syphilis angesteckt und war nach jahrelangem Siechtum am 11. Juli 1509 gestorben. Im August 1506 war die Krankheit des Landgrafen so weit fortgeschritten, dass er ein Ratskollegium zur Leitung der Regierungsgeschäfte eingesetzt hatte. Aber im Winter 1507/08 konnte Anna, die wahrscheinlich als einzige ihm vertraute Person zu seinem als Kerker empfundenen<sup>8</sup> Krankenzimmer Zugang hatte, ihren Gemahl davon überzeugen, dass der Hofmeister seine Günstlinge bevorzugte und seine Befugnisse überschritt. Wilhelm II. änderte daraufhin sein erstes Testament.

Anna, die nach dem Sturz des Hofmeisters Anfang 1508 stellvertretend für den kranken Landgrafen die Regierung übernommen hatte, war von Wilhelm II. testamentarisch zur Vormünderin ihrer Kinder und zur Regentin der Landgrafschaft eingesetzt worden. Nach seinem Tod im Juli 1509 berief sie daher einen Landtag an den Spieß, den traditionellen Ort für die Zusammenkünfte der hessischen Stände.

Unter der Leitung Ludwigs von Boyneburg verweigerte die Ritterschaft der jungen Landgräfinnenwitwe die Gefolgschaft, indem sie das Testament ihres verstorbenen Landesherrn nicht anerkannten. Sie lehnten die Regentschaft einer Frau kategorisch ab und wählten am 3. Oktober 1509 eine ständische Vormundschaftsregierung. Die Vermittlung der Auseinandersetzung zwischen der Witwe und den Ständen übernahmen die sächsischen Herzöge, die beim vorzeitigen Tod des Landeserben Philipp den nächsten Anspruch auf Hessen hatten. Der in Mühlhausen abgehaltene Schiedstag festigte die Position der Stände, die am 26. November 1509 von den Sachsen als Vormünder und Regenten bestätigt wurden. Die Stände ihrerseits erkoren die Sachsenherzöge zu Obervormündern. Der unter dem Vorsitz kaiserlicher Kommissare

---

<sup>8</sup> Vgl. „Clage widder sein räte“ (1508), teilweise gedruckt in: Glagnau, Hans, Hg.: Hessische Landtagsakten, Bd. 1: 1508-1521 (=VHKH 2), Marburg 1901, Nr. 2.

abgehaltene Schiedstag in Marburg im Juli 1510 führte zu einem Vergleich, der von Anna den Rückzug auf ihre Witwensitze Felsberg und Grünberg forderte und ihr ein auf wenige Tage im Jahr eingeschränktes Besuchsrecht bei ihrem Sohn beließ.

Daraufhin wandte sich Anna um Hilfe an den Kaiser, der ihrem verstorbenen Gemahl vielfach verpflichtet und ihr persönlich gewogen war. „Wie Esther will ich um meines Volkes Willen mein Leben wagen und den Kaiser in eigener Person aufsuchen“, begründete sie ihrem Bruder gegenüber ihr Vorgehen unter Berufung auf die Geschichte der alttestamentarischen Königin. Anna, der ihre Zeitgenossen eine außerordentliche Schönheit bescheinigten, erschien nach Möglichkeit persönlich: Nicht nur zum Hof des Kaisers begab sie sich, sondern auch auf den Landtagen war sie zugegen und ergriff oft das Wort, um ihre Herrschaftsansprüche selbst zu vertreten. Sie bewies großes Geschick bei der Wahl ihrer Berater und verfügte über ausgeprägte diplomatische Fähigkeiten.

Um den möglichen Ansprüchen auf die Regierung von Seiten des als schwachsinnig geltenden Wilhelm I. entgegen zu wirken, zogen die Regenten im Namen der sächsischen Herzöge in Hessen die Erbhuldigung ein. Da sich einige Städte und Ritter weigerten, besetzten sie Treysa und Homberg mit militärischer Gewalt. In Marburg hatte es wegen der Erbhuldigung ebenfalls Auseinandersetzungen gegeben, aber schließlich hatte der Rat die Gemeinde überzeugt, den Vormündern zu huldigen. Der Landhofmeister Boyneburg hatte dem Rat Unterstützung für den Neubau des Rathauses zugesichert.

Die Regenten mussten ihr Vorgehen in der Landesregierung mit den sächsischen Herzögen absprechen. Da aber Georg von Sachsen die Interessen der Landgräfinnenwitwe zu schützen suchte, war dieses Verfahren umständlich und langwierig.

Durch die langen Verzögerungen wichtiger Entscheidungen entstand allmählich Unmut bei hessischen Städten und Rittern, so dass viele von Boyneburg und den Sachsen abfielen und sich seit

dem Spätsommer 1513 wieder der Landgräfinnenwitwe annäheren.

Anna forderte unter Berufung auf das Testament Wilhelms II. und ihre mütterliche Liebe die vormundschaftliche Regentschaft über den unmündigen Philipp. Sie betonte immer wieder, dass sie dem Land mit Gottes Hilfe einen jungen Fürsten zu Hessen zur Welt gebracht habe. In allen Verhandlungen über die Regentschaft betonte die junge Witwe ihre Mutterrolle. Im Winter 1513/14 schrieb sie ihren Brüdern: „Euren Lieben gebe ich freundlich zu erkennen, das meinem Sohn so vorgestanden wird, dass er beinah um Leib und Gut kommt, was mir als seiner Mutter schmerzlich zu Herzen geht.“<sup>9</sup> Sie und ihre Anhänger behaupteten, dass der heranwachsende Landgraf unter der Aufsicht Boyneburgs leiden würde, da der Landhofmeister sich nicht verantwortlich für die Gesundheit und die standesgemäße Erziehung des jungen Landgrafen zeige.<sup>10</sup> Mit ihrer Argumentation verdeutlichte sie, dass eine Mutter die beste Vormünderin ihres Kindes sei: Sie selbst wolle Philipp „mütterlich und treulich anweisen; das Kind ist mein und gehet mir zu Herzen.“<sup>11</sup> Sie wolle die Regentschaft aus keinem anderen Grunde übernehmen, „als aus mütterlicher Treu und Liebe und damit meinem lieben Sohne und über Land und Lehnsherrn auf gute Weise vorgestanden und geherrscht werde und durch ihre liebevolle Sorge das Kind in Gesundheit zu einem regierenden Fürsten erzogen werde.“<sup>12</sup>

Sie bat daher die versammelten Stände auf dem Landtag am 9. Januar 1514 in Felsberg, Philipp aus der Verwahrung des Landhofmeisters Boyneburg zu nehmen und ihn so „zu verwahren, das ihr einen Herrn und ich ein Kind an ihm“ habe und verspricht ihnen, „wenn ihr das tut, sollt ihr nicht nur eine gnädige Herrin, sondern auch eine gute Landesmutter an mir haben.“<sup>13</sup> Anna bot den hessischen Ständen Versöhnung an, wenn sie das Testament Wilhelms II. anerkannten. Obwohl Kurfürst Friedrich

---

<sup>9</sup> Nach Glagau: Anm. 2, S. 173.

<sup>10</sup> Vgl. Glagau: Nr. 114, S. 251 – 254.

<sup>11</sup> Nach Glagau: Nr. 65, S. 175.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Ebd.

von Sachsen als Obervormund eine Versammlung der Stände verbot, kamen im Februar 1514 auf Annas Einladung in Felsberg eine große Anzahl Ritter und Abgesandte von vielen Städten zusammen und schlossen eine Einigung gegen die Regenten. Auch die Gemeinde der Stadt Marburg beteiligte sich an diesem Bündnis. Daraufhin beriefen die sächsischen Herzöge einen Landtag nach Kassel ein. Aber Anna hatte inzwischen so viele Anhänger um sich geschart, dass sie mehrere Städte in ihre Gewalt bringen und am 28. März 1514 die Absetzung der Regenten verkünden konnte. Am 25. April 1514 wurde auf dem Landtag zu Homberg eine neue Regentschaft mit Anna an der Spitze gewählt.

Die sächsischen Herzöge klagten beim Kaiser gegen die Landgräfinnenwitwe. Maximilian I. befahl daraufhin Anna nach Innsbruck und verlangte eine Erklärung für ihr Vorgehen gegen die von ihm kaiserlich bestätigte Vormundschaftsregierung. Die sich daran anschließenden Verhandlungen zwischen Anna und den Sachsen im Sommer 1515 in Augsburg verliefen ergebnislos, so dass sie de facto bis zur Volljährigkeitserklärung ihres Sohnes Philipp im Frühjahr 1518 die Landgrafschaft regierte. Sie bestätigte Regelungen, die die Regenten mit den Rittern und Städten getroffen hatten. Die weitreichenden Konzessionen, die sie den hessischen Ständen 1513/15 gemacht hatte, hielt die Vormünderin jedoch nicht ein. Da sie im Unterschied zu den Regenten sehr erfolgreich wirtschaftete, war sie finanziell unabhängig, musste keinen Landtag einberufen und benötigte keine Steuerbewilligung von den Ständen. Das Ende ihrer Regentschaft wurde von den Unruhen der Adelsopposition getrübt, die sich dem Aufständischen Franz von Sickingen anschlossen und gegen ihre Regentschaft protestierten, weil die Fürstin die Herrschaft stärker als früher in der Hand des Landesherrn bündelte und so die Verwaltung Hessens zentralisierte. Ihr Sohn Philipp, im Alter von nicht ganz 14 Jahren vom Kaiser für volljährig erklärt, konnte sich bei seinem Regierungsantritt 1518 auf ihm treu ergebene Räte stützen, die schon seiner Mutter loyal zur Seite gestanden hatten. Er fand eine gut gefüllte Staatskasse und die Ansätze zu einer zentralisierten Landesverwaltung vor.

Landgräfin Anna von Hessen hatte während der gesamten Auseinandersetzung um die vormundschaftliche Regentschaft den Anspruch aufrecht gehalten, dass „niemand besser anstelle von Landgraf Philipp erscheint als seine Mutter, der solches die Natur, das gemeine Recht und noch dazu, das mehr wiegt, seines Vaters Testament befiehlt.“<sup>8</sup> Ebenso wie Anna beriefen sich immer wieder landgräfliche Witwen auf die Liebe zu ihren Söhnen, das gemeine Recht und die Testamente ihrer Gemahle, um für die hessische Dynastie die Landesherrschaft zu bewahren.

**(Pauline Puppel)**

---

<sup>8</sup> Nach Glagau: Nr. 178, S. 447

## **Kurfürstin Auguste von Hessen (1780 – 1841)**

Jede Marburgerin und jeder Marburger kennt das beliebte Ausflugsziel „Augustenruhe“ unterhalb der Kirchspitze mit Blick auf die Elisabethkirche und große Teile Marburgs. Ebenso bekannt ist auch die Geschichte, wie dieser Platz zu seinem Namen kam, denn ein von Marburger Bürgern errichteter Obelisk erinnert an dieses Ereignis:

**„Am 13ten Mai 1814 weilte sinnend an dieser Stätte sich freuend des Anblicks der Grossen und schönen Natur unsere hochverehrte Kurprinzessin von Hessen, Friederike Auguste Christiane. Der Erinnerung dieses schönen Tages weihen einige Bewohner Marburgs diesen Gedenkstein.“** Noch eine weitere Inschrift würdigt die hessische Kurprinzessin: **„Heil der Natur-liebenden Fürstin, Ihr gebührt unsere heilige Verehrung, oft möge auch hier ihre Huld uns entzücken.“**

Doch kaum jemand weiß etwas über Auguste, wie sie genannt wurde, zu berichten. Wer war die Kurprinzessin und was führte sie am 13. Mai 1814 nach Marburg?

Am 1. Mai 1780 erblickte Auguste als fünftes von insgesamt sieben Kindern des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seiner Frau Friederike Luise in Potsdam das Licht der Welt. Bereits sechzehnjährig wurde sie von ihrem Vater, der durch diese Verbindung seine finanzielle Anleihe beim Landgrafen von Hessen-Kassel absichern wollte, 1797 mit dem damals neunzehnjährigen Erbprinzen Wilhelm von Hessen-Kassel verheiratet. Aber auch Landgraf Wilhelm IX. versprach sich durch diese Ehe die Unterstützung Preußens bei den Bemühungen um die Rangerhöhung in den Kurfürstenstand. So entstand aus Staatsräson eine Verbindung höchst unterschiedlicher Persönlichkeiten, die in der Folgezeit von den Differenzen der beiden Partner geprägt war.

1803 wurde die Landgrafschaft Hessen-Kassel tatsächlich zum Kurfürstentum Hessen erhoben. Es war die Zeit der napoleonischen Expansion. Der Einmarsch französischer Truppen führte zur Trennung der Familie. Auguste flüchtete Anfang Oktober 1806 mit ihren jüngeren Kindern nach Berlin ins königliche Schloss, während ihr Mann mit dem Kurprinzen nach unterschiedlichen Stationen schließlich in Prag und Berlin blieb.

1807 wurde durch Napoleon das Kurfürstentum Hessen aufgelöst und dem Königreich Westphalen eingegliedert, das Napoleons Bruder Jérôme als König von Kassel aus bis 1813 regierte. Gegen Ende des Jahres 1813 kehrten sowohl Auguste als auch ihr Mann nach Hessen zurück, doch zu diesem Zeitpunkt war die Ehe der beiden schon nicht mehr zu retten.

Am 21. Oktober 1815 wurde der sogenannte „Scheidungsvertrag“, die geheime Trennung von Auguste und Kurprinz Wilhelm geschlossen, der im Berliner Exil seine spätere Geliebte Emilie Ortlöpp kennen gelernt hatte. Trotzdem schenkte er Auguste anlässlich seines Regierungsantritts und ihres ersten Geburtstages als Kurfürstin 1821 das Schösschen Schönfeld, das unter dem Namen „Augustenruhe“ zum Treffpunkt eines oppositionellen und intellektuellen Kreises wurde. Dieser richtete sich gegen die politischen Ambitionen der zur Gräfin von Reichenbach erhobene Geliebte des Kurfürsten.

Zum „Schönfelder Kreis“ gehörten höchst unterschiedliche Persönlichkeiten, wie etwa der spätere preußische Außenminister Joseph Maria von Radowitz, der spätere hessische Minister Ludwig Hassenpflug, aber auch Jacob und Wilhelm Grimm, sowie deren Bruder Emil, der Architekt Julius Eugen Roth und der spätere Kasseler Bürgermeister Carl Schomburg. Wilhelm II. befürchtete eine gegen ihn gerichtete Konspiration Augustes und seines Sohnes, der auch an den Treffen in Augustenruhe teilnahm, und ging gegen den „Schönfelder Kreis“ vor, so dass Auguste schließlich 1826 Hessen verließ.

Tatsächlich werden sich bei diesen Ereignissen die persönlichen Differenzen des Kurprinzenpaares auch auf die politische Ebene



verschoben haben. Dabei soll keineswegs unterschlagen werden, dass Auguste am Scheitern ihrer Ehe nicht völlig unbeteiligt war. Auch zu ihrem Sohn, dem späteren Kurfürsten Friedrich Wilhelm, kühlte sich das Verhältnis so sehr ab, dass dieser zeitweise den persönlichen Umgang mit seiner Mutter abbrach. Doch auch Auguste wusste die Differenzen zu ihrem Mann politisch zu nutzen, zumal Wilhelm als Regent durchaus umstritten war.

Auguste begab sich zunächst zu ihrer Schwester in Den Haag, dann weiter nach Bonn, Koblenz und Fulda, bis sie schließlich 1831 in das Kurfürstentum zurückkehrte. In Folge der revolutionären Unruhen in Kassel, Hanau und Oberhessen gegen die spätabsolutistische Regierung wurde ein konstituierender Landtag einberufen und schließlich am 5. Januar 1831 die Verfassungsurkunde von Wilhelm II. unterzeichnet. Das Kurfürstentum erhielt somit eine der liberalsten Verfassungen des Vormärz und Auguste kehrte anlässlich der Feierlichkeiten der Verfassungsverkündung nach Kassel zurück, wo sie bis zu ihrem Tod am 19. Februar 1841 blieb.

Mit dem Tod der Kurfürstin Auguste verlor Hessen eine naturliebende und künstlerisch begabte Persönlichkeit, die sowohl seitens der Künstler und Intellektuellen des „Schönfelder Kreises“ als auch von der hessischen Bevölkerung sehr geschätzt wurde. Auguste malte selbst, hatte Unterricht bei den Malern Johann Erdmann Hummel und Friedrich Bury. Sie betätigte sich als Mäzenin und Sammlerin und unterstützte dadurch zeitgenössische Künstler wie etwa den Bildhauer Werner Henschel und die Maler Bonaventura Genelli und Carl Rohde.

Doch zurück zu dem nach ihr benannten Marburger Ausflugsziel Augustenruhe:

Nach der Rückkehr aus ihrem Exil besuchte Auguste am 13. Mai 1814 auf dem Weg nach Hanau gegen Nachmittag Marburg. Hier wurde sie von Repräsentanten der Bürgerschaft, der Kirche, der Universität und des Militärs empfangen. Im Anschluss an die Besichtigung der Elisabethkirche unternahm sie einen Spaziergang auf die bis dahin „Minne“ genannte Anhöhe und war offensichtlich

von der Aussicht und dem Erlebnis sehr beeindruckt. Schon am nächsten Tag reiste Auguste aus Marburg ab. Ein halbes Jahr später war der Obelisk von dem Marburger Steinmetz Johann Jakob Dauber gefertigt worden und mit einem kleinen Festakt errichtet, um eben an dieses Ereignis zu erinnern.

Tatsächlich kann man diesen Akt nur aus der Zeit heraus verstehen, da es auf den ersten Blick etwas befremdlich anmuten mag, dass „einige Bewohner“ Marburgs an so ein relativ unwichtiges Geschehen erinnern wollten. Der Obelisk auf der Augustenruhe gehört zum Denkmaltyp des Fürsten-Denkmal in der freien Natur, der sich von England kommend im späten 18. Jahrhundert während des sogenannte Zeitalters der „Empfindsamkeit“ entwickelt hatte und ist deutlich von den Strömungen dieser geistigen Haltung geprägt. Um so bedeutender für Marburg ist dieses Denkmal, zumal die Stadt nur über wenig Kunst und Architektur des Klassizismus verfügt.

Über die Bürger, die das Denkmal finanziert und in Auftrag gegeben haben, ist jedoch kaum etwas bekannt. Da Auguste zu Beginn des 19. Jahrhunderts als die Person des hessischen Fürstenhauses galt, die am deutlichsten den hessischen Patriotismus während der napoleonischen Zeit verkörpert hatte, muss die Urheberschaft sicher in diesem Umfeld gesucht werden. War Auguste es doch gewesen, die Napoleon in Berlin gegenüber getreten war und um Nachsicht mit ihren Landeskindern gebeten hatte und ebenso theatralisch bei ihrer Rückkehr nach Hessen den Grenzstein bei Netra geküsst hatte – Gesten, die von der Bevölkerung im Zeitalter des beginnenden nationalen Denkens durchaus honoriert wurden.

Zum Abschluss sei noch angemerkt, dass mit der Bezeichnung „Augustenruhe“ für das Marburger Ausflugsziel der Kurfürstin der Name gewählt wurde, den später ihr Schloss Schönfeld erhalten hatte. Auch hier hatte Auguste, die sich sehr gerne in der freien Natur aufhielt, einen ihrer Lieblingsplätze auf einer Anhöhe im Park, von dem aus man eine schöne Aussicht auf das Schloss, die umliegenden Dörfer und das Fuldataal hatte. Eine ganz ähnliche Situation also, wie sie auf der Marburger Augustenruhe zu

finden ist, die nicht nur zum Ausruhen einlädt, sondern auch zum Besinnen auf eine ungewöhnliche Persönlichkeit der hessischen Geschichte, die zu Unrecht als Namensgeberin dieses beliebten Ausflugszieles in Vergessenheit geraten ist.

**(Eva Bender M. A.)**

## Dorothea Hillmann (1893 - 1973)

Ostern 1961 nahm Dorothea Hillmann Abschied von der Elisabethschule, die sie seit 1948 als Direktorin geleitet hatte. In ihrer Rede zur Entlassung der Abiturientinnen betonte sie:

**„Wir haben jahrelang in einer festen Ordnung gestanden, die ganz bestimmte, unüberhörbare Forderungen an uns stellte, denen nachzukommen uns manchmal beschwerlich war, die wir als Ganzes aber anerkannten, ja liebten. Das ist nun vorbei, wir müssen zu einer neuen Ordnung unseres Daseins finden, wir sind sozusagen in die Freiheit entlassen und es fragt sich, was wir damit anfangen. Sie meinen, bei mir sei das denn doch etwas ganz anderes, es sei der Ruhestand, von dem mancher mir sagt, ich hätte in ihm nun ein paar schöne, gemächliche Jahre verdient. Es lächert mich, wenn ich dergleichen höre, und ich denke an Hermann Hesses Gedicht, das eine von Ihnen in der Prüfung interpretierte, in dem es heißt: ‚Es muss das Herz bei jedem Lebensrufe bereit zum Abschied sein und Neubeginne.‘ Das scheint mir der Situation besser zu entsprechen, - meiner und auch Ihrer.“**

In diesen Worten klingt leitmotivisch eine Grunderfahrung ihres Lebens an; immer wieder hat Dorothea Hillmann neue Anfänge setzen müssen, war stets bereit, sich neuen Lebensanforderungen zu stellen, neue Verantwortung zu übernehmen.

Vorgeformt wurde dies bereits in ihrer Kindheit. Am 15. Januar 1893 wurde „Dorothea Luise Eleonore Hillmann in Wesel am Niederrhein als Tochter des damaligen Pfarrers Johannes Hillmann und seiner Ehefrau Luise, geb. Hennicke“ geboren.

Nicht lange darauf wurde dem Vater der dortige Wirkungskreis zu eng, und die Familie siedelte für zweieinhalb Jahre nach Braunschweig über -, wo der Vater zuletzt Hauptpastor an St. Katharinen war.

Hier widmete er sich besonders dem ‚Arbeiterstand‘, gehörte er doch zum Kreis um Friedrich Naumann und war dem Programm der nationalsozialen Bewegung verpflichtet. 1899 bewarb sich Pastor Hillmann um eine Stelle an der evangelisch-reformierten Gemeinde in Hamburg; in der Großstadt hoffte er seine seelsorgerische Tätigkeit unter den Arbeitern und ihren Familien verstärkt ausüben zu können.

Für seine älteste Tochter Dorothea bedeutete dies, dass sie im Herbst 1899 in Hamburg auf einer privaten Vorschule für die Töchter aus ‚besseren Kreisen‘ eingeschult wurde – bis dahin hatte sie ihre Mutter unterrichtet, die selber das Lehrerinnenexamen abgelegt hatte.

Das Leben der Familie, zu der die jüngeren Brüder Hans und Kurt, sowie erst eine, dann zwei kleine Schwestern gehörten, veränderte sich 1900 einschneidend durch den „Fall Hillmann“, der weit über Hamburg hinaus in der Presse Widerhall fand. Entstanden war dieser aus dem Konflikt zwischen dem großbürgerlichen Kirchenrat der Gemeinde und ihrem Pastor; man fühlte sich angegriffen durch dessen angeblich sozialdemokratische und damit umstürzlerische Neujahrspredigt. Als Pastor Hillmann dann am 14. Januar 1900 über das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus predigte (Lukas 16, 19-26), war die Empörung dieser Herren groß und sie wollten ihn entlassen, zumal er in den folgenden Auseinandersetzungen seiner Überzeugung im Hinblick auf die sozialen Forderungen des Christentums unerschütterlich treu blieb. Zwar konnte dem Pastor Hillmann nicht gekündigt werden, weil in der evangelisch-reformierten Kirche die Lehrfreiheit gewährleistet war und auch die übrigen Vorwürfe, die sich auf sein allzu geringes Standesbewusstsein richteten, dazu nicht ausreichten. Allen Ernstes wurde ihm vorgeworfen, er habe seinen Kindern erlaubt, am Sandberg hinter dem Pfarrhaus mit den Nachbarskindern zu spielen: Mit Kleine-Leute-Kindern. Aber nach einem Vergleich, der seine Existenz für höchstens vier Jahre bzw. bis zur Übernahme einer neuen Stelle sicherte, verließ Pastor Hillmann Hamburg.

Frau Hillmann hat in der Geschichte ihrer Familie, die sie in den letzten Lebensjahren niederschrieb (sie reicht bis 1910), diesem „Fall Hillmann“ eine gründlich recherchierte Darstellung gewidmet, die zugleich die prägende Kraft verdeutlicht, die das Wesen und das Verhalten ihres Vaters für sie gehabt haben, auch wenn es gewiss ein schwieriger Vater war, die seiner Ältesten sehr früh Verantwortung nicht nur für die vier jüngeren Geschwister übertrug.

Die Hoffnung auf eine Pfarrstelle in Bremen realisierte sich nicht, auch der Plan, als Pastor an die deutsche Gemeinde in Honolulu zu gehen, zerschlug sich. So entschloss sich Johannes Hillmann, den Pfarrerberuf ganz aufzugeben und in den Schuldienst zu gehen. Von Bremen zog man nach Marburg, wo der Vater zum Erwerb einer weiteren Lehrbefähigung neben Religion (die das Recht zum Deutschunterricht einschloss) und Philosophie im Wintersemester 1901/02 Geschichte studierte und im Mai 1902 bereits das Staatsexamen ablegte.

So kam Dorothea Hillmann als Schülerin auf die Elisabethschule, deren Direktorin sie dann fast 50 Jahre später werden sollte.

In der Familiengeschichte heißt es: „Was ich nun erzähle, habe ich in seiner vollen Bedeutung erst sehr viel später erfahren, als eine meiner ehemaligen Klassenkameradinnen in Frankfurt als Kollegin mit mir in der Eysseneckstraße wohnte; aber es ist so charakteristisch für das damalige Marburg, dass eine ausführliche Darstellung lohnt: Von den 16 kleinen Mädchen, wir waren alle etwa neun Jahre, war die eine Hälfte Professorentöchter, die andere das, was man Bürgertöchter nannte, ihre Väter waren Kaufleute und Handwerker. Uns gegenüber wohnte der Professor Mirbt, mit dem Vater gut bekannt war, seine Tochter Ida ging in meine Klasse, wir hatten also den gleichen Schulweg und befreundeten uns bald, so rechnete man mich zu den Professorentöchtern. Zwischen den beiden Gruppen bestand nicht gerade Feindschaft, aber es waren auch keine freundschaftlichen Beziehungen, man lud sich gegenseitig nicht zu Geburtstagen und ähnlichen Kindervisiten ein, jede Gruppe blieb für sich. Aber dann passierte es, dass die eine oder andere der Bürgertöchter mich

einlud und ich die Einladung selbstverständlich annahm, ich ahnte ja nichts von den gesellschaftlichen Gegensätzen, und Vater als Freund und Gesinnungsgenosse von Friedrich Naumann, Mutter mit ihrer Herrenhuthisch geprägten Erziehung hätten mich vermutlich ernstlich zurechtgewiesen, wenn ich mich auf den Professorenkinderstandpunkt gestellt hätte. Ich ging also fröhlich hin und merkte gar nicht, dass von den Professorentöchtern keine da war. Als dann mein eigener Geburtstag kam, lud ich alle ein, bei denen ich gewesen war, und zum ersten Mal trafen sich bei uns beide Gruppen. Der Erfolg war, das hat man mir dann später erzählt, dass sich von da ab die gesellschaftlichen Grenzen verwischten, nicht mein Verdienst, sondern meine Ahnungslosigkeit.“

Vor Ende Mai 1902 trat der Vater eine Stelle in Elberfeld an, der Vorbereitungsdienst wurde dem fast Vierzigjährigen erlassen: für Dorothea war dies schon der dritte Schulwechsel, und bereits 1906 ging sie aus der Höheren Töchterschule in die Kurse über, die Mädchen zum Abitur vorbereiten sollten, denn die Eltern hofften darauf, dass bald auch in Preußen Frauen zum Studium zugelassen werden sollten. Und wieder nach einem Jahr rief man den Vater, inzwischen Professor Hillmann, nach Frankfurt.

Rechtzeitig für einen zukunftsöffnenden Abschluss kam Dorothea Hillmann so 1908 auf die Schillerschule in Frankfurt am Main, wo sie 1911 eine reguläre und zum vollen Studium berechtigte Reifeprüfung ablegen konnte, für Mädchen damals noch eher die Ausnahme als die Regel. Das Abiturzeugnis weist bereits ihr Interesse für Religionslehre, Deutsch und Geschichte aus, im Studium trat das Fach Kunstgeschichte hinzu. Frau Hillmann studierte von 1911 bis 1915 in Berlin, Bonn und Straßburg, bestand 1915 in Bonn ihr Staatsexamen und promovierte neben dem Referendariat, das sie seit Oktober 1915 an ihrer alten Schule in Frankfurt ableistete, mit der Arbeit *Studien über Goethes Sehen* die Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte verband (Bonn 1916).

Ihre Dissertation trägt die Widmung: „Meinen im Kampf fürs Vaterland gefallenen Brüdern Hans und Kurt“ – die Familie war

durch den Krieg schwer getroffen; so ist es verständlich, dass Dorothea ins Elternhaus nach Frankfurt zurückkehrte, freilich nicht für lange. In ihrem Lebenslauf von 1946 (der für die Besatzungsmacht auch in einer englischen Fassung vorgelegt wurde), heißt es dann:

„Ostern 1918 wurde ich als Studienrätin am Lyzeum in Remscheid angestellt und war dort bis Ostern 1926 tätig. Dann ließ ich mich nach Frankfurt a. M. an die Humboldtschule versetzen, die von Ostern 1928 als Studienanstalt ausgebaut wurde. Von Ostern 1929 bis zur Auflösung der Schule 1932 (aufgrund der Brüning'schen Sparmaßnahmen) unterrichtete ich vorwiegend auf der Oberstufe.

Während dieser Zeit nahm ich an einer Reihe von Arbeitstagen teil, die mich in einen Kreis von Erziehern führten, die an einer Erneuerung des Unterrichtes arbeiteten.

Nach der Auflösung der Humboldtschule war ich bis Ostern 1933 an der Herderschule tätig. Dann blieb ich ein halbes Jahr unbeschäftigt, weil man nach der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus mit meinem Abbau rechnete.

Im Herbst 1933 wurde ich an das Lyzeum in Höchst überwiesen. Ich durfte dort nur in den unteren Klassen unterrichten. Um möglichst wenig in meinen Fächern, die zu den sogenannten Gesinnungsfächern rechnen, zu beschäftigen, gab man mir den Unterricht in Sport und Naturkunde, obwohl ich darin niemals gearbeitet hatte.

Zum 1. Dezember 1934 pensionierte man mich nach §6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, da man kein Anklagematerial, das meine Entlassung nach §4 möglich gemacht hätte, von meinen ehemaligen Schülerinnen bekommen konnte. Die Gründe für meine Pensionierung wurden mir offiziell nicht mitgeteilt, doch wurde mir wahrscheinlich gemacht, dass meine Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei und zu dem oben erwähnten Erzieherkreis mich als untragbar erscheinen lasse“.



Dorothea Hillmann hatte die Mitteilung, dass sie aufgrund des Gesetzes vom 7. April 1933 in den Ruhestand vorsetzt worden sei, in Berlin am 10. August 1934 ausgefertigt erhalten. Damals blieben ihr 276,41 RM Rente als Ruhegehalt „nach 20 Jahren und 289 Tagen Berufstätigkeit“; es waren 55 % ihrer Bezüge.

Der Lebenslauf fährt fort:

„Seitdem habe ich wissenschaftlich gearbeitet auf dem Gebiet der christlichen Ikonographie, der Kunst- und Kulturgeschichte. Meine wissenschaftlichen Arbeiten konnten nur zu einem kleinen Teil veröffentlicht werden, da die Zeitschriften, die dergleichen annehmen, vor allem die Christliche Kunst, ihr Erscheinen einstellen mussten.

Daneben gab ich Kurse in Kunst- und Kulturgeschichte, deren Teilnehmer junge Menschen waren, die nach mehr suchten, als der Schulunterricht ihnen noch bieten konnte, und Erwachsene, die meine Einstellung kannten und deshalb von mir eine ernsthafte Vertiefung ihrer Bildung erhofften.

Seit der endgültigen Niederlage Deutschlands habe ich mich mit den Problemen der Erneuerung des Schulwesens beschäftigt und hoffe, auf diesem Gebiet etwas leisten zu können“.

Zu den Anregern der von Frau Hillmann erwähnten Arbeitstagen zur Neugestaltung des Unterrichtes gehörte ihr Schwager Adolf Reichwein, der 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde.

Das Jahr 1945 erlebte sie als Befreiung. Auf den Verlust ihrer eigenen Wohnung in der Adickes Allee 23 in Frankfurt, die „von den Amerikanern beschlagnahmt wurde“, ging sie nicht ein, davon erfährt man erst aus dem Antrag auf Erstattung der Umzugskosten nach Zuweisung der Räume Ockershäuser Allee 3. Zwischenzeitlich hatte sie im Hause ihres Vaters in Frankfurt-Eschersheim, Altheimstraße 10, eine Bleibe gefunden. Vor ihrer Übernahme in den hessischen Staatsdienst wurde „Frl. Dr. Hillmann der Militärregierung, Abt. Education and Religious Affairs“ vorgestellt und 1947 von der Spruchkammer Frankfurt als „nicht betroffen“ einge-

stuft. Ein Wiedergutmachungsbescheid von 1952 legte fest, dass die Zeit vom 1. Dezember 1934 bis zum 13. März 1946 auf die ruhegehaltstfähige Dienstzeit anzurechnen sei.

Dorothea Hillmann war früh in die SPD eingetreten: im Nachruf der Partei ist von ihrer mehr als 50-jährigen Mitgliedschaft die Rede. Auch ihre Marburger Jahre zeugen von ihrem politischen Einsatz; bei den Kommunalwahlen 1952 wurde sie gewählt und war bis 1968 als Stadtverordnete in verschiedenen Gremien tätig, seit 1958 z. B. im Stadtschulvorstand.

Diese Stellung kam auch der Elisabethschule zugute, als die Planung und der Bau an der Schwangasse durchzusetzen waren. Das Schulgebäude an der Universitätsstraße war 1878 ursprünglich für 250 Schülerinnen ausgelegt, 1951/52 besuchten fast 800 das inzwischen umgebaute und erweiterte Schulhaus. 1954 war die Planung bereits angelaufen für den „Neubau einer höheren Mädchenschule auf dem Gelände der Schwangasse“, am 15. Juli 1955 wurde der Grundstein gelegt. In ihrer Rede verwies Frau Hillmann, ausgehend davon, dass kurz zuvor alle dem Gleichheitsgrundsatz von Artikel 3 des Grundgesetzes entgegenstehenden Gesetze aufgehoben worden waren, darauf, dass 1878, als man das alte Schulhaus errichtete, Ibsens „Nora“ uraufgeführt wurde und fuhr fort: „Nora hat ihr Menschentum gefunden. Sie ist kein Spielzeug mehr. Aber sie will auch nicht in das andere Extrem verfallen, sie strebt nicht nach der Alleinherrschaft. Sie hat gelernt, dass die Aufgaben nur gemeinsam gelöst werden können. Nora? Wir alle. Und so geht denn mein Wunsch dahin: möge auf diesem Grundstein eine Schule erstehen, in der sich Mädchen frei und glücklich zu Frauen entwickeln, die, wo immer Gott ihnen ihren Platz im Leben anweist, ihn ganz ausfüllen, der Verantwortung bewusst, die sie zu tragen haben, nicht keuchend unter der auferlegten Last, sondern erhobenen Hauptes, freudig ihres Daseins und ihrer Aufgabe bewusst.“

Am 18. Juli 1957 konnte Richtfest gefeiert werden, „dieses mächtige 4-geschossige Gebäude“ nahm bald darauf die Oberstufe auf. Ein zweiter Bauabschnitt folgte, und am 13. Juli 1960 zogen

die Schülerinnen der Klassen Sexta bis Obertertia ins neue Haus, nachdem in einem großen Abschiedsfest vor Abbruch der alten Schule alle Räume bunt ausgemalt werden durften.

In ihrer Rede zur Grundsteinlegung hatte Frau Hillmann knapp umrissen, worum es ihr in Bildung und Erziehung ging. Während ihrer Tätigkeit im Hessischen Kultusministerium in den Jahren 1946 bis 1948 hatte sie an der Konzipierung der Schulreform mitgearbeitet – dann jedoch wollte sie deren Inhalte und Verfahren vor Ort umsetzen, wobei ihr die Probleme deutlich vor Augen standen. Sowohl im Studienseminar, das sie bis 1954 leitete, als auch an ihrer und den anderen Marburger Schulen gab es durchaus Widerstände gegen die neuen Zielsetzungen. In einem Brief von 1958 schrieb sie an einen jungen Kollegen, der gerade zu einem Austausch in Frankreich war:

„Unser Leben ist so anders verlaufen als in Frankreich, dass unsere Schule notwendig sich in einer ständigen Krise befinden muss, die ihr Fruchtbare hat, aber sehr viel mitschleppt, womit wir nicht oder noch nicht fertig werden. Wir hätten es wahrscheinlich einfacher, wenn wir ein Schema für den Ablauf von Schule und Unterricht aufgestellt hätten und ein für allemal dabei blieben. Vielleicht befänden sich auch unsere Kinder in einer einfacheren Situation. Aber wir können nicht zurück, weil unsere geschichtliche Entwicklung uns den Rückweg abgeschnitten hat. Alle unsere neueren Ansätze beginnen mit einer Niederlage des Staates und sind deshalb mit der Reaktion aller belastet, die diese Niederlage nicht anerkennen, weil sie ihre tieferen Gründe nicht sehen wollen oder können... Wir haben keine Tradition und wenn sich eine bildet, wird sie als Reaktion verdächtigt und ist es auch meist. Damit müssen wir nun fertig werden. Dass sich das auf die Schule auswirkt, ist einleuchtend.“

Als sie ihre Arbeit in Marburg begann, war sie schon 56 Jahre alt, ihre Zivilcourage und ihre Standhaftigkeit, die sie der Naziherrschaft gegenüber bewies, und die zu ihrer Entlassung aus dem Schuldienst geführt hatten, kamen ihr auch jetzt zustatten. Den jungen Kolleginnen und Kollegen machte sie Mut, den überkom-

menen Denk- und Unterrichtsformen neue Ansätze gegenüberzustellen und neue Inhalte zu erproben.

Sie war immer ansprechbar und zu erreichen, auch für einzelne Schülerinnen, und bei aller Deutlichkeit in ihren Ansprüchen doch von großer Toleranz, so dass sie auch für diejenigen, die umzulernen gezwungen waren, eine Gesprächspartnerin, nicht nur „Vorgesetzte“ im alten Sinne, werden konnte.

Eine ihrer wesentlichen Aufgaben sah sie in der Förderung der einzelnen Mitglieder ihres Kollegiums, die sie zur Übernahme von Funktionen in Schule und Seminar, ja selbst an der Universität gewann; ganz besonders ermutigte sie die Frauen.

Unvergesslich ist der Klang ihrer hellen Stimme, wenn sie zuerst in der Aula, später im Treppenhaus „Liebe Kinder“ sagte – immer bestrebt – dies mit ihren eigenen Worten: „Ich wollte, dass sich unsere Kinder bei uns wohlfühlen!“

Ein Schwerpunkt in der hessischen Schulreform war die Einführung eines eigenen Faches für die politische Bildung. Zwar hatte man den als anstößig empfundenen Namen „Politischer Unterricht“ bald in „Sozialkunde“ umgewandelt, aber die Ziele blieben: Für verantwortliches demokratisches Handeln sollten die Voraussetzungen geschaffen werden. Da die „Staatsbürgerkunde“ der Weimarer Republik nichts gefruchtet hatte, wollte man neue Wege gehen. Ein Problem dabei war, dass es für das neue Fach kaum Lehrer gab, die politische Wissenschaften studiert hatten, eine Studienrichtung, die auch an den Universitäten teils wieder, teils neu eingerichtet werden musste.

In Hessen entschloss man sich, nicht zu warten, sondern interessierten Teilnehmern im Studienseminar die Möglichkeit zu einer Zusatzprüfung zu eröffnen und außerdem von Lehrern, vor allem denen der verwandten Fächer wie Erdkunde und Geschichte, zu erwarten, dass sie Sozialkundeunterricht erteilten. Frau Hillmann selbst übernahm im Seminar das für alle Referendarinnen und Referendare verbindliche Fach Sozialkunde und vertrat mit großem Engagement die Belange der politischen Bildung. Problema-

tisch erschien es ihr, dass die Auseinandersetzung mit dem Faschismus zunächst dem Fach Geschichte zugewiesen wurde – der Unterricht aber oft genug im ersten wie im zweiten Durchgang nur bis zum Ersten Weltkrieg führte. Sie ermutigte an der Elisabethschule die Behandlung der „Zeitgeschichte“ im Rahmen des Sozialkundeunterrichtes der UII (jetzt Klasse 10) und der UI (Klasse 12), also eine eingehende Behandlung des Nationalsozialismus, über den sie selbst vielen Schülerinnen im eigenen Unterricht als erste genaue Einsichten vermittelte.

Zwölf Jahre lang hat Dorothea Hillmann die Elisabethschule geleitet und ihr ein neues Gesicht verliehen – sowohl im Inneren, wie auch durch das erkämpfte neue Schulgebäude an der Schwangasse. Die Zielsetzungen der inneren Reform werden besonders gut sichtbar an dem von ihr initiierten ersten Schulversuch an der Schule, dem sozialwissenschaftlichen Zweig, der 1950 bereits mit der Quarta (Klasse 7) begonnen wurde. Dieser Versuch orientierte sich u. a. an den „Social Studies“ im angelsächsischen Bereich, die neben der Vermittlung gesellschaftswissenschaftlichen Grundwissens zum Verständnis von Staat, Wirtschaft, Rechtswesen, politischen und sozialen Zusammenhängen auch die Verbindung von Theorie und Praxis anstrebten.

Die Elisabethschule verstärkte in diesem neuen Zweig den Sozialkundeunterricht auf vier Wochenstunden, Latein als dritte Fremdsprache wurde – ab Untersekunda – zum Wahlfach. Besonderes Gewicht aber wurde auf jährliche Praktika und Erkundungen gelegt, dazu auf selbständiges Planen und Arbeiten. So erhielt der sozialwissenschaftliche Zweig einen Praxisbezug und ermöglichte berufskundliche Orientierung, an der viele Schülerinnen damals sehr interessiert waren.

Die Berichte über den Schulversuch gehen kritisch auf alle Aspekte seiner Verwirklichung ein. Die Begründung dafür, dass er 1956 abgebrochen wurde, weist neben der fehlenden Ausstattung mit eigenen Mitteln vor allem darauf hin, dass im Rahmen von „normalem“ Unterricht gerade diejenigen Ziele, die nur durch Einbeziehung der Lebenswirklichkeit erreicht werden konnten, sehr beschränkt realisiert wurden. Dazu kam, dass die mögliche Ab-

wahl der dritten Fremdsprache nach und nach zu einem Verlust gerade der hochmotivierten, kritischen Schülerinnen für diesen Zweig führte, die den ersten Jahrgang getragen hatten. Außerdem brachten die „Bildungspläne für die allgemeinbildenden Schulen im Lande Hessen“ 1956 auch der Elisabethschule den Übergang vom „Staatlichen Realgymnasium“ zum „Neusprachlichen und Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasium“ mit seinen zwei Zweigen. Auch an diesen Bildungsplänen hatte Frau Hillmann vielfältig mitgearbeitet.

„Schwerer Dienste tägliche Bewahrung“ (wie es in Goethes „West-östlichem Divan“ heißt) war die eine Seite von Frau Hillmanns Marburger Jahren, daneben gab es auch die eigene Lebenssphäre in dem mit Büchern an allen Wänden zugestellten Wohn- und Arbeitszimmer im ersten Stock des Hauses am Wilhelmsplatz (Öckershäuser Allee 3), in dem ihr im August 1949 endlich „Wohnraum“ zugewiesen worden war, und in dem ihr schwarzer Kater „Herr Tüpfer“ sein Wesen oder Unwesen trieb.

Schon in den 50er Jahren konnte sie erste Auslandsreisen unternehmen; so 1952 eine Studienreise in die USA, 1953 und 1955 nach Rom, das zweite Mal zum Internationalen Kongress für Religionsgeschichte. Ihre Reisen nach Italien (u. a. nach Pompeji, Florenz, Siena) und Sizilien, nach Paris und Lissabon galten immer auch kunsthistorischen Studien. Ein Mitreisender erinnert sich an die ungewöhnliche Lebhaftigkeit des Sehens, die ihn an ihr beeindruckte, ihre Begeisterungsfähigkeit und ihren Blick für alles Echte, der sie auch Kunstwerke geringerer Bedeutung wahrnehmen und schätzen ließ. Besonders wichtig, ja notwendig, war für Frau Hillmann die Reise nach Israel im Jahre 1968, die sie mit einer Gruppe von Marburger Pädagogen unternahm. 1971 und 1972 führten ihre Nachforschungen zum Bildmotiv der „Töchter Gottes“ sie nach Österreich, wo sie in Edlitz und im Stift Reichersberg Zeugnisse fand. Sie konnte die Ergebnisse dieser Studien zur christlichen Ikonographie nicht mehr abschließen – alles Material ging nach ihrem Tode an eine Nürnberger Kunsthistorikerin, mit der sie darüber korrespondiert hatte.

„Unüberhörbare Forderungen“ brachten jedoch auch die letzten Lebensjahre – es blieb genug zu tun. Von 1960 bis 1968 leitete sie die gymnasialen Abendkurse für Berufstätige an der Marburger Volkshochschule, die dann in das eigenständige Abendgymnasium übergingen.

Schon immer hatte sie sich als Stadtverordnete für soziale Fragen engagiert. Als die Mitglieder einer seit 1963 bestehenden studentischen Initiative für die Kinder in der Barackensiedlung am Krekel öffentliche Förderung für Kinderbetreuung und Hausaufgabenhilfe suchten, fanden sie bei der Gründung des „Arbeitskreises Notunterkünfte e. V.“ in Dorothea Hillmann eine 1. Vorsitzende, die sich unermüdlich gemeinsam mit ihnen dafür einsetzte, die Auflösung von Ghetto-Situationen zu bewirken, die Bewohner zur Selbsthilfe zu ermutigen.

Es gab Rückschläge, aber der „Arbeitskreis Soziale Brennpunkte Marburg“, dessen Vorsitz sie bis Frühjahr 1973 innehatte, dankte ihr in einem Nachruf: „Mit Dankbarkeit denken wir an ihr Engagement in sozialpolitischen Fragen und besonders für ihren ständigen Einsatz für die Probleme des Krekels und des Waldtals in öffentlichen Gremien.“ In ihrer nüchternen Entschiedenheit bewirkte sie manches, was zu erreichen zunächst unmöglich schien. Die „tätige Liebe“, die sie ausstrahlte, hatte ihren festen Grund in ihrer Zugehörigkeit zur „Gesellschaft der Freunde“, den Quäkern, denen sie sich in der Zeit der Verfolgung verbunden hatte.

Ihr letztes Lebensjahr brachte am 15. Januar 1973 den 80. Geburtstag, den sie im Freundeskreis feierte – nach dem offiziellen Teil am Vormittag.

Im Juni dieses Jahres erhielt sie die „Medaille der Stadt Marburg“ und den „Ehrenbrief des Landes Hessen“, Orden lehnte sie für sich ab. In den Morgenstunden des 14. September fand ihr Leben ein Ende.

Die Wohnung in der Ockershäuser Allee 3 hatte sie für die letzte Lebenszeit mit der in einem zurückliegenden Eigenheim bei einem befreundeten Kollegen vertauscht, in dessen Familie sie als

Großmutter ehrenhalber aufgenommen wurde. Am 18. September 1973 nahmen die Marburger Abschied von ihr, die für so viele Menschen Orientierung geboten und Maßstäbe gesetzt hatte.

Die Elisabethschule verleiht alljährlich den Dorothea-Hillmann-Preis.

**(Dr. Renate Scharffenberg)**



## Hedwig Jahnou (1879 - 1944)

Hedwig Jahnou wird am 21. März 1879 in Rawitsch, damals Provinz Posen, als Tochter des Hilfslehrers Dr. Ascher Inowraclawer geboren – seine Dissertation über Plautus ist in der Marburger Universitätsbibliothek auszuleihen. Ihre Mutter entstammt einer vornehmen Familie, Verwandte wirken im politischen Leben Berlins mit. 1880 tritt die Familie zum Christentum über und nimmt wenig später den Familiennamen Jahnou an; daraufhin erhält der Vater eine Anstellung in Preußen und wird mit dem Titel „Gymnasialprofessor“ geehrt.

Die Tochter Hedwig besucht nach dem Abschluss des Lyzeums eine private Lehrerinnenbildungsanstalt in Berlin. Nach der Prüfung und einigen Jahren Lehrtätigkeit schreibt sie sich als Externe an der Berliner Universität ein – eine andere Studienmöglichkeit gab es damals für Frauen in Preußen nicht – und legt im November 1906 die Prüfung zur „akademisch gebildeten Oberlehrerin“ für die Fächer Geschichte und evangelische Religion ab. Dies schloss die Lehrbefähigung für das Fach Deutsch ein.

1907 tritt sie dann ihre erste Stelle an der Elisabethschule in Marburg an – es ist die einzige Stelle für eine akademisch gebildete Oberlehrerin in Marburg. Neben ihrer Lehrtätigkeit verfasst sie zahlreiche Aufsätze zu den verschiedensten Themen. Den Gipfel ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit erreicht sie mit ihrer Monographie über das „Hebräische Leichenlied im Rahmen der Völkerdichtung“, für die ihr 1926 der Ehrendokortitel im Fach Altes Testament von der Universität Gießen verliehen wird.

Neben der schulischen und wissenschaftlichen Tätigkeit beginnt Hedwig Jahnou unmittelbar nach der Einführung des Frauenwahlrechts mit der politischen Arbeit. Für die Deutsche Demokratische Partei zieht sie nach der ersten Kommunalwahl im Frühjahr 1919 in die Stadtverordnetenversammlung ein und wird am 15. Juni 1920 als erste Frau in den Magistrat gewählt. Sie wirkt in mehre-

ren Ausschüssen mit. Zudem bereitet sie als Mitglied des „Kuratoriums für die Höheren Lehranstalten“ den Ausbau der Elisabethschule zu einer Vollanstalt vor: So können auch Mädchen leichter das Abitur erwerben. Diese politische Tätigkeit beendet sie mit der Kommunalwahl 1924, in der die DDP nur noch einen Sitz eringt.

Hedwig Jahnow findet im öffentlichen Leben Marburgs weitere Wirkungsmöglichkeiten: Sie hält im Rahmen der neugegründeten Volkshochschule eine Vortragsreihe über „Die wichtigsten Fragen des Lebens Jesu im Lichte der Geschichtsforschung“ und arbeitet mehrere Jahre im Vorstand des Vereins „Marburger Bühne“ mit. Ihre Laufbahn als Lehrerin erreicht ihren Höhepunkt mit der Ernennung zur stellvertretenden Direktorin der Elisabethschule 1925. Sie kann die erste Klasse zum Abitur führen und leitet die Aufführung eines selbstgeschriebenen Theaterstückes zum 50jährigen Jubiläum der Schule.

Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten ändert sich für die nun 54jährige zunächst nichts. Da sie bereits vor 1914 Beamtin war, darf sie ihre Stellung behalten. Obwohl sie einer jüdischen Schülerin bereits 1933 rät, sich auf eine Auswanderung vorzubereiten, fühlt sie sich selbst nicht bedroht. Da wird sie zum Jahresende 1935 innerhalb weniger Wochen in den Ruhestand versetzt und erhält nach fast dreißig Dienstjahren nur noch 35% ihrer Dienstbezüge als Pension.

Noch aber kann sie reisen, noch in der Universitätsbibliothek die lange vernachlässigte wissenschaftliche Arbeit weiterführen. Noch ist ihre Wohnung in der Wilhelmstraße 3 mit der Freundin Frieda Staubesand nicht gefährdet. Noch kann sie nach Berlin fahren und - ohne Judenstern - ein Konzert anhören. Aber ihre Rechte werden immer weiter eingeschränkt. Ein Versuch, nach England zu emigrieren, scheitert.

Da wird sie zusammen mit ihrer Freundin im Mai 1942 verhaftet und wegen Abhörens von Fremdsendern (Radio Beromünster) angeklagt. Eine Untermieterin hatte sie denunziert. Nach kurzer Verhandlung werden Hedwig Jahnow zu fünf und Frieda Staube-

sand zu 1 ½ Jahren Zuchthaus verurteilt. Die beiden Frauen werden zur Strafverbüßung nach Ziegenhain gebracht. Anfang September 1942 erkrankt Fräulein Staubesand schwer und stirbt. Hedwig Jahnow wird zur selben Zeit zur „Evakuierung“ nach Theresienstadt „begnadigt“. Nur wenige Tage kann sie in Marburg Abschied nehmen. Die Teilnahme an der Beerdigung der Freundin wird ihr verwehrt. Zwar werden der Hausrat und Erinnerungsstücke an Freunde weitergegeben. Wo aber ihr wissenschaftlicher Nachlass und ihre Bibliothek geblieben sind, lässt sich nicht mehr klären.

Mit den letzten Marburger Juden verlässt Hedwig Jahnow Marburg. Über das Rote Kreuz hält sie noch Kontakt mit den Marburger Freundinnen. Dann aber sind ihre Kräfte erschöpft. Am 23. März 1944 ist Hedwig Jahnow zwei Tage nach ihrem 65. Geburtstag in Theresienstadt verhungert.

**(Regina Neumann)**

## Marie Luise Kaschnitz (1901 - 1974)

**Am 10. Oktober 1974 starb in Rom die bedeutende Lyrikerin und Essayistin Dr. h.c. Marie Luise Freifrau von Kaschnitz-Weinberg. Bekannt wurde sie durch ihren ersten Erzählband „Das dicke Kind“. Sie verfasste Romane, Gedichte, Balladen, Erzählungen, Essays und Hörspiele, die durch ihre Fähigkeit, ihre Umwelt künstlerisch präzise zu erfassen und zu deuten, geprägt waren.**

Die Schriftstellerin erhielt für ihre literarischen Werke zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem den Georg-Büchner-Preis (1955), den Immermann-Preis der Stadt Düsseldorf (1957), den Georg-Mackensen-Preis (1964), die Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt (1966) und den Johann-Peter-Hebel-Preis des Landes Baden-Württemberg (1970). Sie war Trägerin des Ordens *Pour-le-mérite* der Akademie für Wissenschaft und Kunst, Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften und der Literatur, der Deutschen Akademie für Sprachen und Dichtung und des PEN-Clubs (Internationale Schriftstellervereinigung).

Marie Luise von Kaschnitz-Weinberg wurde am 31. Januar 1901 in Karlsruhe als Tochter der Freifrau Elsa von Holzing-Berstett geb. Seldeneck und des Freiherrn von Holzing-Berstett geboren. Sie verlebte ihre Kindheit zusammen mit ihren beiden älteren Schwestern und ihrem jüngeren Bruder in Potsdam und Berlin. Nach Beendigung der Schule begann sie eine Ausbildung zur Buchhändlerin in Weimar und arbeitete danach in einem Verlag in München und in einem Antiquariat in Rom. In München schloss Marie Luise Bekanntschaft mit dem Wiener Archäologen Prof. Guido von Kaschnitz-Weinberg (1890 - 1958), den sie 1925 in Rom heiratete. Die Ehe mit dem 10 Jahre älteren Mann wurde für Marie Luise zur Voraussetzung des Schreibens.

Das Leben in der Nähe der Universität und die Kontakte mit verschiedenen Professoren dienten ihr als Ersatz für ein versäumtes Studium. Es war eine Welt der Bildung und der Tradition. Für Ma-

rie Luise, die in sehr enger Beziehung zu ihrer Umwelt lebte, und sich völlig mit dem, was sie wahrnahm, identifizierte, war es eine unschätzbare Bereicherung. Hinzu kamen die vielen Studienreisen nach Italien, Griechenland, Nordafrika und Türkei, bei denen sie ihren Mann begleitete. Marie Luise von Kaschnitz-Weinberg entwickelte sich im Rahmen ihrer Ehe zu einer eigenständigen Persönlichkeit. Sie lernte, mit ihrem Mann, die politischen Ereignisse der Zeit zu verfolgen und ihre Zeichen zu lesen. So gewann sie früh die nötige Sicherheit gegen die ideologische Versuchung der Hitlerjahre. 1928 kam die einzige Tochter Iris Konstanza zur Welt.

Für das Wintersemester 1932/33 erhielt Guido Freiherr von Kaschnitz-Weinberg den Ruf nach Königsberg, 1937 nach Marburg (wo die ganze Familie in der Georg-Voigt-Straße wohnte) und 1941 bekam er einen Lehrstuhl in Frankfurt am Main. 1955 übernahm er dann die Leitung des Archäologischen Instituts in Rom. Hier verstarb er 1958 an den Folgen eines Gehirntumors.

Zwei Zäsuren in Marie Luisens Leben änderten ihre literarische Entwicklung entscheidend. Zunächst der Zweite Weltkrieg, der bei ihr eine Hinwendung zu Menschen und Umwelt bewirkte. Der zweite Einschnitt war der Tod ihres Mannes, der sie emotionaler Unsicherheit auslieferte und ein vorher nicht gekanntes „zu sich selbst finden“ mit sich brachte. Nach dem Tod ihres Mannes unternahm die Schriftstellerin, abgesehen von Wohnortwechseln zwischen Frankfurt, Bollschweil und Rom, ausgedehnte Reisen durch die USA und Brasilien. 1960 erhielt Marie Luise von Kaschnitz-Weinberg den Lehrstuhl für Poetik in Frankfurt und 1968 die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt.

**(Ute von Rüdiger)**

## **Anna von Katzenelnbogen (1443 - 1494)**

Anna von Katzenelnbogen wurde 1443 als Tochter des Grafen Philipp von Katzenelnbogen und seiner Frau Anna von Württemberg geboren. Die Grafen von Katzenelnbogen gehörten zu den politisch einflussreichsten und reichsten Geschlechtern des Mittelalters. Ihr Stammsitz war die Burg Rheinfels über dem heutigen Ort St. Goarshausen am Rhein. Ihr Vermögen hatten sie unter anderem durch umfangreiche Rheinzollbefugnisse angesammelt. Man kann davon ausgehen, dass Anna von Katzenelnbogen auf der Burg ihres Vaters, die aufgeschlossen war für Kunst und Kultur der Zeit, eine standesgemäße Ausbildung erhielt. Als Beleg für den Reichtum des Hauses kann gelten, dass die 11-jährige Anna einen gestickten Rock angefertigt bekam, der 235 fl kostete und den Gegenwert von etwa 120 Tonnen Hafer, 156 Schweinen, 33 Ochsen oder 78 Zentnern Butter besaß.

1446 wurde die dreijährige Anna von Katzenelnbogen aus politischen Motiven mit dem späteren Landgrafen Heinrich III. von Hessen verlobt. 1458 fand die Hochzeit der beiden statt. Zuvor war das Schloss in Marburg renoviert und zu einem fürstlichen Herrensitz umgebaut worden, da die Katzenelnbogener Grafen einen standesgemäßen Wohnsitz für ihre Erbtochter verlangt hatten. 1579 ging nach dem Tode des Grafen Philipp von Katzenelnbogen das gesamte Erbe an seine Tochter Anna bzw. an ihren Ehemann Heinrich III. über, der sich von nun an mit dem Beinamen „der Reiche“ schmückte.

Dieses Erbe, zu dem neben einem umfangreichen Silberschatz, dem sogenannten „Rheingold“, auch bedeutende Ländereien gehörten, vergrößerte das Gebiet des Landgrafen erheblich. Es reichte nunmehr bis an die Bergstraße und an den Rhein und sicherte ihm damit Einnahmen aus den Rheinzöllen. Für Marburg hatte diese Erbschaft große Bedeutung: Es wurde ein Hofgericht mit entsprechendem Personal installiert, um den Besitz in Marburg zu halten. Das Vermögen war auch eine wichtige Vorausset-

zung, um eine Generation später eine Universität gründen zu können.

Ohne das Katzenelnbogener Erbe hätte Marburg nicht die wichtige Rolle während der Reformation spielen können. Als im Jahre 1484 Annas Ehemann, Landgraf Heinrich III., im Alter von 42 Jahren starb, waren ihre Kinder – zwei Söhne und zwei Töchter – noch minderjährig. Bis zur Volljährigkeit des Sohnes Wilhelm III., der beim Tod des Vaters erst 12 Jahre alt war, hatte Landgräfin Anna Anteil an den Regierungsgeschäften. Als Vormund des Sohnes wurde allerdings Landgraf Hermann, Erzbischof und Kurfürst zu Köln, bestellt.

Man kann davon ausgehen, dass der repräsentative Schlossbau, durch den das Schloss in ungewöhnlich großzügiger Weise vergrößert wurde, unter Annas Regie durchgeführt, in jedem Fall aber von ihrem Vermögen finanziert wurde. Der Schlossbau trägt jedoch nicht den Namen „Annabau“, sondern wurde nach dem Sohn „Wilhelmsbau“ genannt. An Anna von Katzenelnbogen erinnert nur ein kleines Relief über dem Eingang zum „Wilhelmsbau“, das von Ludwig Juppe stammt und Mutter und Sohn mit selbstbewusstem Blick aus dem Fenster über das Land schauen lässt. Anna von Katzenelnbogen starb 1494 und wurde in der Elisabethkirche beigesetzt.

**(Ursula Dorn)**

## Hanna Korflür (1925 - 1993)

**Hanna Korflür ist eine der wenigen Bildhauerinnen, deren Werke an Straßen und Plätzen sowie in öffentlichen Gebäuden der Stadt Marburg stehen.**

So befindet sich seit 1976 an der Nordseite der Stadthalle in der Savignystraße die Edelstahlplastik „Große verschobene Röhren“: Die industriell gefertigten drei unterschiedlich hohen Röhren sind zu einer sich an den Schäften berührenden Gruppe zusammengefügt. Im unteren Drittel sind Scheiben herausgeschnitten und aus der Achse verschoben wieder eingefügt – die Röhren befinden sich in einem labilen Gleichgewicht.

Der 1979 realisierte „Hoffmanns-Lieschen-Brunnen“ am Eingang von Weidenhausen war eine Wettbewerbsarbeit für die Stadtsparkasse. In Bronze gegossene Mädchenfiguren tanzen, sich an den Händen fassend, über einen Brückensteg, der über das Brunnenbecken gespannt ist. Mit dem Brunnen soll an die Legende der für die Geschichte Weidenhausens bedeutsamen Person Elisabeth Hoffmann erinnert werden, die im frühen 19. Jahrhundert das Grabenland durch das Überreichen einer Bittschrift an König Jérôme in Kassel für die Bürger in Weidenhausen rettete. Hanna Korflür nimmt durch die stilisierten Empirekleider, die die Figuren tragen, Bezug auf die Zeit.

Als gebürtige Marburgerin wuchs Hanna Korflür, geb. Kircher, in einem handwerklich wie künstlerisch orientierten Elternhaus auf. Ihre kreativen Fähigkeiten wurden von früh an gefördert. Von 1942 bis 1945 absolvierte sie eine Ausbildung an der hallischen Kunstschule Burg Giebichenstein, die den Weg zu einer Professionalisierung sowohl im freien künstlerischen als auch im angewandten Bereich offenhielt: bei Gustav Weidanz studierte sie Bildhauerei und bei Herbert Post Buch- und Schriftgrafik. Nach Kriegsende studierte sie ein Jahr an der Werkkunstschule Offenbach Illustration und freies Gestalten. Nach der Heirat mit dem



Grafiker Eduard T. Korflür arbeitete sie zunächst in dessen Atelier mit, bis die Familienarbeit mit den vier Kindern immer mehr Zeit beanspruchte.

Erst Ende der 60er Jahre konnte sie sich wieder intensiver der künstlerischen Arbeit zuwenden. Ein Entschluss, der für alle Betroffenen nicht einfach war: „Es kostete mich viel Kraft, mich und meine Umgebung davon zu überzeugen, dass das mein Weg war“, bemerkte Hanna Korflür im Nachhinein zu dieser gewandelten Schwerpunktsetzung. Knüpfte sie anfangs einerseits an ihre Ausbildungszeit beim gegenständlich arbeitenden Gustav Weidanz an, so setzte sie sich andererseits mit der aktuellen zeitgenössischen Entwicklung in der Kunst der 60er Jahre auseinander und entwarf abstrakte Plastiken.

Kleinere Skulpturen, die sich vertikal als offene Raumkörper ausdehnen, entstanden in dieser Zeit. Die Plastiken sind oft in Zamak gegossen, eine Gießtechnik, die Hanna Korflür durch den niedrigen Schmelzpunkt von Zamak ohne aufwendige technische Einrichtungen im Atelier ausführen konnte. Daneben stellte sie verschiedene Werkstoffe wie Zamak und Holz in Kontrast zueinander. Für die 70er Jahre sind die Röhrenplastiken und die Reliefbilder prägend im Werk von Hanna Korflür.

Regelmäßig präsentierte sie ihre Arbeiten in den Weihnachtsausstellungen des Marburger Kunstvereins, in dem sie sich seit 1975 auch verantwortlich im Vorstand engagierte. Dabei legte sie besonderen Wert auf eine Förderung der Künstlerinnen und Künstler durch Diskussion und Austausch in gemeinsamen Ausstellungen. Viele Jahre lang gestaltete sie für den Kunstverein und die Weihnachtsausstellungen im Universitätsmuseum die Kataloge und Plakate.

Zwischen 1978 und 1988 übernahm Hanna Korflür verschiedene Aufträge für Projekte im sakralen Raum und arbeitete meist mit dem Glaskünstler Erhard Jakobus zusammen. Für die Friedhofskapelle am Rotenberg (1983 - 1984) bat der Architekt Berthold Himmelmann beide um Mitarbeit. Die Reliefs an den Innen- und Außenwänden sowie die Emporenbrüstung wurden nach Entwür-

fen von Hanna Korflür ausgeführt. Auch weitere Teile der Innenausstattung der Kapelle – Kreuz, Auszugstür und Leseputz – sind von Hanna Korflür entworfen bzw. ausgeführt worden. Die verwendeten floralen Motive beziehen sich auf die christliche Symbolik von Tod und Auferstehung.

Anlässlich der Einzelausstellung „Raum und Wand“ im Marburger Kunstverein zeigte Hanna Korflür 1989 Rauminstallationen, die erstmals im Kern aus Styropor bestehen. Daran anknüpfend fertigte sie in den frühen 90er Jahren weitere raumgreifende Plastiken aus Styropor, Pappmaché und Wellpappe. Die Oberflächen der Plastiken sind vielfach mit Papier kaschiert und beeinflusst durch ihre Erfahrungen mit Collagen, die sie seit den 70er Jahren ausführte.

Eine Arbeit aus den letzten Lebensjahren Hanna Korflürs ist im ersten Stockwerk des Marburger Finanzamtes zu betrachten. Sie wurde auf der Ausstellung „Künstlerinnen im Finanzamt“ 1992 gezeigt und angekauft: Verschoben übereinanderliegende, überdimensionale Aktenordner, die aus lackierter Wellpappe bestehen, bilden einen riesigen Stapel im Behördenflur. An einigen Stellen quellen mit rot-schwarzem Papier überzogene Inneneinlagen aus den Aktendeckeln hervor, die wie aufgerissene Wunden wirken. Das Thema „Altlast“ passt in den Flur einer ausschließlich mit Akten hantierenden Behörde. Aber Hanna Korflür nahm damit auch auf die aktuelle Politik Bezug: So war der Auslöser für diese Plastik die Frage nach den Folgen der „Wiedervereinigung“ und der Aufarbeitung der DDR-Geschichte.

Collagen illustrieren das Buch „Das alte Haus“, in dem Hanna Korflür ihren Enkeln die Bewohnerinnen und Bewohner sowie das Leben in ihrem Geburtshaus in der Barfüßerstraße 3 zu ihrer eigenen Kinderzeit in wenigen Kapiteln schildert. Das Buch wurde nach ihrem Tod von ihrer Tochter Gila gestaltet und von ihrem Mann Eduard T. Korflür herausgegeben. Ist Hanna Korflür vorwiegend als Bildhauerin bekannt, so spielte die Zeichnung ebenfalls eine große Rolle in ihrer Arbeit. Zum einen entwickelte sie ihre Plastiken in zahlreichen Entwurfskizzen. Zum anderen hat sie sich in zahlreichen Zeichnungen mit der Natur auseinanderge-

setzt. Sowohl Alltagsgegenstände als auch Naturstudien, die von Oberflächen- und Strukturzeichnungen bis zu Landschaftsdarstellungen reichen, lieferten die Motive.

„Ich versuchte meine Aussagen auf Wesentliches zu beschränken und dem Betrachter die Möglichkeit offen zu lassen, eigene Gedanken daran zu knüpfen.“ Unter diesem Motto Hanna Korflürs kann ihr gesamtes künstlerisches Lebenswerk betrachtet werden. Die Informationen zu Marburgs bekanntester Bildhauerin entstammen einem im Jahr 1997 vom Universitätsmuseum herausgegebenen Ausstellungskatalog mit Beiträgen von Inge Lorenz und Susanne Hunger sowie zahlreichen Abbildungen.

**(Dr. Irene Ewinkel)**

## Gertrud von Le Fort (1876 - 1971)

**„Du bist wie ein Feld, das gegen die Ewigkeit abstürzt, aber das Geschlecht meiner Tage ist wie Sand, der ins Nichts fällt!“ sagt Gertrud von Le Fort in ihrem Gedicht „Heimweg zur Kirche“. Die Sehnsucht nach Beständigkeit und das Ringen um Einheit begleiten die Schriftstellerin zeitlebens. Dass sie deren Erfüllung in der katholischen Kirche suchte, kann aus dem Verlauf ihres Lebens verständlich werden.**

Als Tochter eines preußischen Offiziers und einer holsteinischen Baronin kam Gertrud von Le Fort 1876 in Minden zur Welt. Mit dem Dienort des Vaters wechselte auch der Wohnort des Mädchens häufig von Minden nach Berlin und Koblenz und schließlich nach Hildesheim und Ludwigslust, wo der Vater starb. Trotz der räumlichen Veränderungen lebte Gertrud fest verwurzelt in der protestantischen Glaubenswelt der Eltern. Mehr als der Kantianismus des Vaters formte sie die stille Frömmigkeit der Mutter. Auch das dichterische und zeichnerische Talent hatte sie wohl von ihr. Doch war die Erziehung inhaltlich wie formal von den Vorstellungen des Vaters geprägt. Er weckte bei ihr großes Interesse für die Geschichte, hielt sie hingegen von der modernen Literatur fern. Auch erhielt Gertrud zunächst lediglich Privatstunden, bis sie im Alter von 14 Jahren in ein Hildesheimer Töchter-Institut eintrat.

Für ihre Zeit noch ungewöhnlich, schrieb sie sich 1908 als Hörerin an der Universität Heidelberg ein und besuchte dort Vorlesungen zu Theologie, Kirchen- und Kunstgeschichte. Ihre Heidelberger Jahre unterbrach sie für ein Semester in Marburg, wo sie im Winter 1913/1914 bei dem Völkerrechtler Walther Schücking sowie den Theologen Karl Budde, Wilhelm Heitmüller und Adolf Jülicher studierte. Sie wohnte in der Wilhelmstraße 28. Von Marburg blieb ihr hauptsächlich die malerische Lage, umgeben von Wäldern, und die Traditionspflege der Bevölkerung in Erinnerung.

Ihr wichtigster Lehrer in den Jahren 1908 bis 1916 war der liberale Theologe Ernst Troeltsch in Heidelberg und Berlin. Die junge Frau entwickelte sich dennoch zu einer religiösen und nationalistischen Schwärmerin. Trotz des großen Einflusses, den Troeltsch auf sie ausübte, fühlte sich Gertrud von Le Fort immer mehr zur katholischen Kirche hingezogen. Doch dämpfte weder ihr liberales Vorbild noch die Internationalität der katholischen Kirche ihre nationalistischen Empfindungen. So beschwor sie zu Beginn des ersten Weltkriegs leidenschaftlich den Sieg Deutschlands als dem „geistig und sittlich wertvolleren Volk gegenüber seinen Gegnern“.

Während des Krieges wurde sie jedoch für das Leiden der Menschen in allen Kriegsländern sensibilisiert. Angesichts des Untergangs der alten Ordnung wandte sie sich nach dem Krieg vollends der katholischen Kirche zu, als der „einzigen menschlichen Familie [...], deren Fortdauer ihr als gesichert erschien“ (Joel Pottier in einer biographischen Skizze 1990). 1926 trat Gertrud von Le Fort schließlich zum Katholizismus über – als Ausdruck der Einheit des Glaubens, wie sie betonte.

In den Zwischenkriegsjahren verfasste sie neben religiöser Literatur auch zunehmend politische Schriften, in denen sie die politischen Extreme verurteilte und die Deutschen zur Besinnung auf alte christliche Traditionen aufrief. Während der NS-Zeit wegen Jungfrauenverherrlichung als „fanatische“ Katholikin beschimpft, widersprach Gertrud von Le Fort der nationalsozialistischen Reduzierung der Frau auf ihre Gebärfähigkeit. Im Gewand historisch-legendärer Erzählungen schrieb sie gegen die faschistische Diktatur an. So wird Hermann Hesse sie 1949 für den Nobelpreis der Literatur mit den Worten vorschlagen, „sie sei innerhalb des Hitlerischen Deutschland wohl die wertvollste, begabteste Vertreterin der intellektuellen und religiösen Widerstandsbewegung gewesen“ (Joel Pottier).

Wenngleich sie den Nobelpreis nicht erhielt, wurde sie nach dem Krieg mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet. Sie war ferner ab 1950 Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und

Dichtung in Darmstadt und Mitherausgeberin der Zeitschrift „Das literarische Deutschland“.

Ihre politischen Aussagen während der Nachkriegszeit versuchte sie dann stets vor der Vereinnahmung durch die Ideologien der Zeit zu schützen und beharrte auf einem rein christlichen Standpunkt. Literarisch drückte sie ihre Solidarität mit den Kriegsoptionen aller Länder sowie den Aufständischen der Ostblock-Staaten aus. Doch engagierte sie sich ebenso gegen Atomwaffen und den französischen Kolonialkrieg in Algerien.

Auch in religiösen Fragen war sie in kein Schema zu pressen. Während sie sich für das Zölibat und gegen das Frauenpriesteramt aussprach, unterstützte sie andererseits Arbeiterpriester und befürwortete gemischtkonfessionelle Ehen. In ihrem Alterswerk plädierte sie noch einmal vehement für die Ökumene und verlieh damit ihrer Sehnsucht nach Einheit einen letzten Ausdruck.

1971 starb Gertrud von Le Fort im Alter von 95 Jahren in Oberstdorf (Bayern), wo sie seit 30 Jahren gelebt hatte.

**(Stefanie Hein)**

## Dina Lucas (1866 - 1942)

**Wohl kaum jemand wird mit diesem Namen spontan etwas anfangen können, denn obwohl Dina Lucas ihr ganzes Leben hier in Marburg verbracht hat, ist ihr Schicksal, das sie mit vielen anderen teilte, lange Zeit in Vergessenheit geraten. Sie war eine Marburgerin jüdischen Glaubens und ihrer Geschichte nachzuspüren, ist vor allem deshalb gelungen, weil sie unverheiratet war, denn die überlieferten Unterlagen des Einwohnermeldeamts führen üblicherweise nur die Haushaltsvorstände, das heißt also die Ehemänner, auf.**

Geraldine, genannt „Dina“ Lucas, wurde am 11. November 1866 in Marburg als zweites Kind von Bertha Brendel und Bernhard Lucas geboren. Die Eltern waren Geschäftsleute, die einen Laden am oberen Markt (heute Markt 23) betrieben. 1874 zogen sie in das Haus Wettergasse 25 um, das schon seit Generationen in Familienbesitz war. 1890 kaufte die Familie ein Haus in der Bahnhofstraße (heute Nr. 10). Dort lebte Dina Lucas bis zu ihrer Deportation 1942 zusammen mit ihrer Schwester, die 1936 starb.

Dina Lucas' Biographie bildet nicht nur im Hinblick auf ihren Familienstand eine Ausnahme zu dieser Zeit, sondern auch dadurch, dass sie Ende des 19. Jahrhunderts eine qualifizierte Berufsausbildung absolvierte und diesen Beruf auch ausübte. Das steht zwar im Zusammenhang mit der Eröffnung beruflicher Qualifikationsmöglichkeiten für die jüdische Bevölkerung, die aber doch meist dem anderen Geschlecht vorbehalten blieben. Das Leben jüdischer Hausfrauen sah ganz anders aus. Die Haushaltsführung erforderte großen Arbeitsaufwand, zum Beispiel durch die strenge Trennung zwischen Milch- und Fleischkost. Es durften niemals Milchprodukte zusammen mit Fleisch oder Wurst auf den Tisch gebracht werden. Selbst das Geschirr und die Töpfe zur Essenszubereitung mussten streng getrennt gehalten werden. Zusätzlich zur Hausarbeit halfen die Frauen dann meist noch im Familienbetrieb mit.

Dina Lucas jedenfalls ließ sich zur Dentistin ausbilden. Dentisten waren behandelnde Zahntechniker ohne Studium. Ihre Ausbildung sah wahrscheinlich folgendermaßen aus: Nach einem Eignungsgutachten arbeitete sie drei Jahre lang bei einem staatlich anerkannten Dentisten, danach absolvierte sie eine Prüfung als Dentisten-Assistentin, der zwei Jahre Praxis folgten. Eine zweisemestrige Ausbildung an einer Lehranstalt, die mit der staatlichen Dentistenprüfung endete, schloss sich an.

Das Dentallabor von Dina Lucas wurde 1910 in das Gewerberegister der Stadt Marburg eingetragen. Praxis und Labor waren in der Bahnhofstraße 10. In ihrer Arbeit war Dina Lucas korrekt und genau, für Bedürftige ermäßigte sie auch schon einmal das Honorar oder verzichtete sogar ganz darauf. Ihre Schwester Fanny führte ihr den Haushalt. Die Schwestern waren, wie man aus dem überlieferten Brief eines Neffen erfährt, nicht sehr religiös und besuchten die Synagoge nur an hohen Festtagen. Sie waren mit vielen Marburger Bürgerinnen und Bürgern sowohl jüdischen als auch christlichen Glaubens befreundet.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten änderte sich ihr Leben – wie das der ganzen jüdischen Bevölkerung – sofort. Vom 2. Juni 1933 an war ihr kassenärztliches Behandeln verwehrt und sie durfte nicht mehr ausbilden. Dass in dieser Zeit auch noch ihre Schwester starb, muss ein schwerer Schlag für sie gewesen sein. Da sämtliche Post zensiert wurde, kann man aus ihren Briefen, die sie an den Bruder schrieb, nur Vermutungen über ihr reales Leben anstellen. Aus einem Gespräch mit einem Bekannten ist überliefert, dass sie eine Auswanderung nie in Erwägung gezogen hatte, dafür fühlte sie sich zu alt.

Bis zum 1. April 1942 konnte Dina Lucas noch in ihrem Haus in der Bahnhofstraße 10, wohnen, dann musste sie es verlassen und in die Wettergasse 2 umziehen. Dort wohnte sie bis zu ihrer Deportation zusammen mit drei anderen jüdischen Bürgern. Von Dina Lucas existiert der einzige Nachweis eines „Heimeinkaufsvertrags“ in Marburg. Man presste ihr 9.000 RM für einen „Altenwohnheimplatz“ in Theresienstadt ab. Am 6. September 1942 um



10:16 Uhr wurde sie zusammen mit den letzten Personen, die aus Marburg deportiert wurden, zunächst in ein Auffanglager nach Kassel gebracht und von dort nach Theresienstadt. Schon am 29. September 1942 wurde sie in das Vernichtungslager Maly Trostinec weiterverschleppt, wo man die Menschen sofort nach ihrer Ankunft in Gaswagen ermordete und in Massengräbern verscharrte.

Beachtung fand das Schicksal der Familie Lucas in Marburg erst spät. 1987 wurde die Schwangasse nach dem Bruder von Dina Lucas in Leopold-Lucas-Straße umbenannt, und zu diesem Anlass ein Büchlein über ihn herausgebracht. Über Dina Lucas selbst erschien 1992 in dem Buch „Vergessene Geschäfte – verlorene Geschichte“ eine Skizze ihres Lebens von Barbara Händler-Lachmann und Thomas Werther und 1993 in dem Buch „Frauen in Marburg 2“ eine Lebensbeschreibung von Barbara Händler-Lachmann: „Dina Lucas – geboren 1866 in Marburg, ermordet 1942 in Maly Trostinec/Minsk“.

**(Ute Mank)**

## Ulrike Marie Meinhof (1934 - 1976)

**„Mit allem, was sie getan hat, hat sie uns gemeint“, sagte der damalige Bundespräsident und frühere Marburger Student Gustav Heinemann zum Tod Ulrike Meinhofs im Gefängnis Stuttgart-Stammheim am 9. Mai 1976. Mit diesem Satz war nicht nur eine allgemeine gesellschaftliche Verantwortung für die Entstehung des Terrorismus gemeint, sondern die Tatsache, dass die frühere Marburger Studentin zunächst ihr politisches Engagement auf derjenigen Ebene praktizierte, von der aus ihre Kontrahenten und Mitstreiter in angesehene Positionen gelangten.**

Gustav Heinemann hatte mit ihrer Pflegemutter Renate Riemeck eng in der Kampagne gegen die Wiederaufrüstung und Atombewaffnung der Bundeswehr in den 50er Jahren zusammengearbeitet. Ulrike Meinhof nahm als Studentin ebenfalls an der „Anti-Atom-Bewegung“ teil und diskutierte in Berlin mit dem früheren SDS-Vorsitzenden und nunmehrigen SPD-Wehrexperthen Helmut Schmidt oder in den Anti-Atomausschüssen mit dem Soziologen Jürgen Habermas in Frankfurt.

Als sie 1959 zur Redaktion der Zeitschrift *KONKRET* stieß, arbeitete sie mit Peter Rühmkorf zusammen. Nach der Hochzeit mit dem Chefredakteur Klaus Rainer Röhl gehörte sie in den 60er Jahren zum Hamburger „Establishment“ und verbrachte die Abende auf Gesellschaften mit Rudolf Augstein, Gerd Bucerius, galt als Starjournalistin mit Gespür für soziale Themen. Ihre innere Distanz zur künstlichen Welt der arrivierten Medienmacher überwand sie nie. Als nach der Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 die Studentenbewegung ihre Forderung nach gesellschaftlicher Veränderung in die Tat umzusetzen beginnt, bricht für Ulrike Meinhof die schicke Welt der „Partyrepubliken“ (Peter Rühmkorf) zusammen. Sie zieht nach Berlin mit ihren beiden Kindern, beteiligt sich an den Demonstra-

tionen und reflektiert die Strategie der APO in ihren *KONKRET*-Kolumnen.

Aus ihrer Sicht stellt die beginnende Revolte eine Klarheit her, die im Mief des „Wirtschaftswunders“ verdeckt worden ist: „Endlich wird nicht mehr alles Ärgerliche vertuscht, alles Peinliche verschwiegen, Übelkeit nur mit der Pille erklärt, Trauer mit Kaffee bekämpft, Magenschmerzen mit Pfefferminztee, Depressionen mit Sekt, schale Nüchternheit mit Korn. Die studentischen Aktionen haben bewirkt, dass die tatsächlich vorhandenen Widersprüche dieser Gesellschaft wieder kenntlich geworden sind. [...]. Ob nun Ehefrauen rumheulen oder Söhnen zum Heulen ist oder Rudi Dutschke auf Marktplätzen im Heulton Massen aufklärt, es kommt auf dieses raus: Falsche Harmonie geht dabei drauf, Verschleierung und schöner Schein gehen kaputt, Konflikte werden sichtbar, persönliche Konflikte können zunehmend als gesellschaftlich verursacht, als Ausdruck gesellschaftlicher Konflikte begriffen werden.“

Sie fordert ebenso die Enteignung Springers wie auch ihre Sozialreportagen das Elend in einer Wohlstandsgesellschaft zum Thema machen. Aus ihrer Beschäftigung mit dem Schicksal von jugendlichen Mädchen in Heimen entsteht das Buch „Bambule“, das von Eberhard Itzenplitz zwar 1970 in Zusammenarbeit mit der Autorin verfilmt, aber erst 25 Jahre später gesendet wird.

Ihre persönliche Situation trennt sie nicht mehr von den gesellschaftlichen Verhältnissen, von denen sie feststellt, „dass es so, wie es geht, nicht geht.“ Als der „Weiberrat“ im SDS gegen die unausgesprochene und unreflektierte Männerdominanz aufbegehrt und die Genossen auf einer Konferenz mit Tomaten bewirft, schreibt Ulrike Meinhof: „Die Konsequenz aus Frankfurt kann nur sein, dass mehr Frauen über ihre Probleme nachdenken, sich organisieren, ihre Sache aufarbeiten und formulieren lernen und dabei von ihren Männern erst mal nichts anderes verlangen, als dass sie sie in dieser Sache in Ruhe lassen und ihre tomatenverkleckerten Hemden mal alleine waschen.“

Mit dem Attentat auf Rudi Dutschke eskaliert die Frage der Gewaltanwendung im Widerstand gegen den Staat. Für die Journalistin scheint der Weg eindeutig: „Protest ist, wenn ich sage, das und das passt mir nicht. Widerstand ist, wenn ich dafür Sorge, dass das, was mir nicht passt, nicht länger geschieht. Protest ist, wenn ich sage, ich mache nicht mehr mit. Widerstand ist, wenn ich dafür Sorge, dass alle anderen auch nicht mehr mitmachen.“ Der in dieser Vereinfachung liegende verführerische Appell an eine moralisch begründete Pflicht zur Aktion lässt sich in enge Beziehung zum protestantischen Milieu setzen, in dem sie aufgewachsen ist.

Am 14. Mai 1934 in Oldenburg als zweite Tochter eines Kunsthistorikers und einer späteren Lehrerin geboren, wuchs sie in einem linksliberalen, christlichen und gegen die Nazis eingestellten Elternhaus auf. Bereits 1941 starb der Vater, 7 Jahre später die Mutter. Deren Freundin Renate Riemeck, eine politisch engagierte Pädagogikprofessorin, wurde Pflegemutter der beiden Mädchen und zog mit ihnen nach Weilburg/Lahn, wo die jüngere das Abitur machte und 1956 in Marburg mit einem Stipendium der „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ das Studium der Psychologie und Pädagogik begann.

Ihre Religiosität und Ernsthaftigkeit ließen später ihre Freunde sie als das „typische, evangelische Blockflötenmädchen“ schildern, das einer liturgischen Reformbewegung angehörte und einen entschiedenen politischen Pazifismus vertrat.

Die in Marburg eingegangene Verlobung mit einem Physikstudenten ging wegen ihrem zunehmenden Engagement gegen die Atomwaffen in die Brüche, als sie 1957 an die Universität Münster wechselte und über die studentischen Anti-Atomausschüsse in Kontakt mit der Studentenzeitschrift *KONKRET* geriet. Die Radikalisierung ihres moralischen Anspruchs an sich selbst während der Studentenbewegung führte schließlich zur Überschreitung der Grenze zwischen legal und illegal: Mit der Befreiung des Kaufhausbrandstifters Andreas Baader, bei der ein

Unbeteiligter schwer verletzt wurde, führte sie ihr Rigorismus in die persönliche Sackgasse des individuellen Terrorismus.

**(Markus Bauer)**

## Sophie Mereau (1770 - 1806)

**In die Geschichte der weiblichen Autorinnen ging Sophie Mereau als erste berufstätige Schriftstellerin ein. Im Herbst 1803 zog sie nach Marburg und lebte hier bis zum Sommer 1804 in der Reitgasse 6.**

Das Marburger Jahr war ein ganz entscheidendes Jahr ihres kurzen Lebens: Hier wurde sie im November 1803 in der Lutherischen Pfarrkirche mit Clemens Brentano getraut, hier brachte sie ihr erstes gemeinsames Kind zur Welt und durchlebte das erste und vielzitierte Ehejahr als „Himmel und Hölle“. Sie pflegte den geselligen Umgang mit Marburger Persönlichkeiten, musste aber auch ihr Kind Achim Ariel begraben, das an einer Kinderkrankheit gestorben war. Trotz allem Kummer arbeitete sie kontinuierlich weiter.

Ihre Sehnsucht nach Unabhängigkeit, der Wunsch nach Selbstverwirklichung, für den sie das Wort „Selbstbestandheit“ prägte, waren offensichtlich die treibende Kraft ihrer unaufhörlichen schriftstellerischen Tätigkeit. Schon 1791 veröffentlichte sie Gedichte, lieferte Lyrik, Prosabeiträge und Übersetzungen. 1801 gab sie die eigene Zeitschrift *Kalathiskos* heraus. In der für damalige Verhältnisse kühnen Schrift über Ninon de Lenclos, die einen berühmten Salon im 17. Jahrhundert führte, forderte sie die Emanzipation der Frau.

Dem individuellen Bildungsanspruch und dem bürgerlichen Weiblichkeitsideal zu entsprechen, gelang nur wenigen und dann oft „nur“ als Mitarbeiterin und geistige Weggefährtin des Mannes. Sophie Mereau wollte es alleine schaffen in einer Gesellschaft, die im Widerspruch zwischen noch mittelalterlichen Wertvorstellungen, einem Rousseau'schen Mutterbild und den aufklärerischen Ideen Frankreichs stand, einer Gesellschaft, in der noch  $\frac{3}{4}$  der Bevölkerung Analphabeten und allenfalls 10 % Lesepublikum

waren. Daneben musste die Persönlichkeit Sophie Mereaus bestehen.

Im März 1770 wurde sie als Tochter eines Steuerbeamten in Altenburg geboren. Sie erhielt eine vorbildliche Ausbildung und zeigte früh große dichterische Begabung. Mit 23 heiratete sie den Jura-Professor Carl Mereau und ging mit ihm 1793 nach Jena, wo sie die geistige Elite der Stadt um sich versammelte: Herder, Fichte, Goethe, Schiller und viele andere. Sie nahm als einzige Frau an Fichtes Vorlesungen in Philosophie teil, hundert Jahre bevor Frauen überhaupt zum Studium zugelassen wurden. Nach ihrer Scheidung und dem plötzlichen Tod ihres sechsjährigen Sohnes ging sie 1801 mit ihrer Tochter nach Camburg (Hessen), wo sie für den Musenalmanach schrieb und erstmals auf Einkünfte aus ihrer schriftstellerischen Tätigkeit angewiesen war.

Nach einer kurzen Liaison begegnete sie Clemens Brentano nach drei Jahren wieder, der sie zur Heirat drängte. Doch davon wollte sie nichts hören. Erst als sie schwanger von ihm wurde, gab sie plötzlich seinen Bitten nach und zog 1803 zu ihm nach Marburg. In den folgenden zwei Jahren erlitt sie eine Fehlgeburt. Sie gebar zwei Kinder, die sie allerdings nach wenigen Wochen wieder verlor. Ihr fünftes Kind wurde 1806 tot geboren, und Sophie Mereau verblutete in der folgenden Nacht im Alter von nur 36 Jahren.

In ihrem kurzen Leben ist es ihr gelungen, sich ganz im Sinne der Romantik zu engagieren und unabhängig zu sein: Sie verfasste zwei Romane, 15 Erzählungen, zwei Gedichtbände und 23 Einzelgedichte. Außerdem übersetzt sie 14 Romane aus dem Englischen, Italienischen, Spanischen und Französischen. Neben ihrer Zeitschrift redigiert sie den Göttinger Musenalmanach.

**(Dorothee Griehl-Elhozayel)**

## **Caroline Schlegel-Schelling (1763 - 1809)**

**Caroline Schlegel-Schelling spielte eine bedeutende Rolle in den Kreisen der frühromantischen Intellektuellen und war eine der geistreichsten und schillerndsten Frauenfiguren der Frühromantik. Wie viele bedeutende Frauen wird auch sie zumeist nur in ihrer Rolle als Ehefrau ihrer berühmten Männer in der männlich orientierten Literatur- und Geschichtsschreibung erwähnt, die zu oft das Wirken der Frauen in der Geschichte übersieht.**

Caroline wurde am 2. September 1763 als Tochter des berühmten Göttinger Orientalisten Johann David Michaelis und dessen zweiter Frau, Louise Antoinette Schröder, in Göttingen geboren. Sie erhielt eine umfassende geistige und künstlerische Erziehung, wie sie zur damaligen Zeit nur wenigen Frauen vergönnt war. Ganz den Konventionen entsprechend wurde sie mit 21 Jahren von den Eltern mit dem Stadtmedicus Johann Wilhelm Böhmer verheiratet. Mit ihm zog sie 1784 nach Clausthal im Harz und bekam dort in kurz aufeinanderfolgenden Abständen drei Kinder. 1788 starb ihr Mann. Caroline kehrte daraufhin in ihr Elternhaus nach Göttingen zurück. Als Witwe und alleinstehende Frau sah sie sich vielen Vorurteilen gegenüber, durch die sie sich zusehends eingeengt fühlte. Doch im Gegensatz zu den meisten Frauen ihrer Zeit wollte sie sich nicht mit der gängigen Frauenrolle abfinden.

Als die Eltern zunehmend auf ihre Wiederverheiratung drängten, entschloss sie sich 1789 Göttingen zu verlassen. Sie zog zu ihrem Bruder Fritz, der als Professor der Medizin in Marburg unterrichtete. Caroline verbrachte die nächsten drei Jahre in Marburg und führte ihrem Bruder den Haushalt. Die Geschwister wohnten in der Reitgasse 14. Der Bevormundung durch ihre Eltern entflohen, genoss sie in Marburg ihre neugefundene Selbständigkeit. Sie verkehrte hier unter anderem mit der Familie des berühmten Staatswissenschaftlers Heinrich Jung, genannt Jung-Stilling



(1740 - 1817) und der schon zu ihren Lebzeiten berühmten Schriftstellerin Sophie La Roche (1731 - 1807).

1793 reiste Caroline nach Mainz, das sich zur Republik erklärt und dem revolutionären Frankreich angeschlossen hatte. Sie wohnte dort bei ihrer Jugendfreundin Therese Heyne und deren Ehemann Georg Forster (1754 - 1794), dem Vorsitzenden des Mainzer Jakobinerclubs, der eine wichtige Rolle im revolutionären Mainz spielte. Caroline begrüßte und unterstützte die Französische Revolution und das mit ihr einhergehende neue Gedankengut. Ihr Engagement für die Revolution brachte ihr ein Aufenthaltsverbot der Stadt Göttingen und die soziale Ächtung vieler ihrer Freunde ein. Bei ihrer Ausreise aus Mainz geriet sie als Sympathisantin der Französischen Revolution in preußische Gefangenschaft. Nur aufgrund von Bittschriften ihres Bruders Philipp an den preußischen König kam sie wieder frei.

Um ihre Reputation wiederherzustellen, willigte sie 1796 in die Ehe mit dem berühmten Schriftsteller August Wilhelm Schlegel (1767 - 1845) ein. Sie folgte ihm nach Jena, wo sie jenen legendären frühromantischen Salon führte, in dem alle fortschrittlichen Wissenschaftler und Schriftsteller verkehrten. Zu nennen sind hier unter anderem Fichte, Hölderlin, Hegel, Dorothea Veit, Novalis, Schelling und natürlich die Gebrüder Schlegel. Obwohl sie selbst außer ihren berühmt gewordenen Briefen und Shakespeare-Übersetzungen keine größeren Werke schrieb, bildete sie doch den Mittelpunkt dieses intellektuellen Zirkels.

Ihre Unangepasstheit, die in ihrem Lebensmotto „Wer sicher ist, die Folgen nie zu bejammern, darf tun, was ihm gut dünkt“ Ausdruck fand, brachte ihr den Schimpfnamen „Madame Luzifer“ ein, der die ungerechte Dämonisierung einer emanzipierten Frau seitens der Gesellschaft offenbart.

Ein Teil der konsequenten Lebensführung der Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel war auch die Scheidung von August Wilhelm Schlegel zugunsten einer Liebesheirat mit dem 13 Jahre jüngeren berühmten Philosophen Schelling (1775 - 1854). Im Jahre 1803

wurden die Eheleute Schlegel – mit Beratung und Hilfe Johann Wolfgang von Goethes – geschieden und noch im selben Jahr heiratete Caroline den Philosophen Schelling, mit dem sie 1806 nach München ging. Dort starb sie 1809 im Alter von nur 46 Jahren an der Ruhr.

**(Stella Matsoukas)**

## **Die Schwestern Pfalz**

### **Katharina (1890 - 1987), Maria (1892 - 1977)**

**Man weiß nur wenig über das Engagement von Frauen in der Marburger Arbeiterbewegung. Etwas über die Schwestern Maria und Katharina Pfalz entnimmt man dem Bericht von Walter Bernsdorff in dem Buch „Frauen in Marburg 2“.**

Die beiden Schwestern wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Wehrda als Töchter von Katharina Pfalz (geb. Oswald) und des Kupferschmiedes Christian Pfalz geboren. Sie hatten vier weitere Geschwister. Maria Pfalz arbeitete 16 Jahre als Dienstmädchen bis sie 1922 in der Augenklinik eine Stelle als Putzfrau bekam. Ein Jahr später wurde sie Stationshelferin in der Medizinischen Klinik (Mannkopfstraße), in der sie mit ihrer Schwester Katharina in einem kleinen Zimmer unter dem Dach wohnte. Katharina Pfalz arbeitete ebenfalls als Dienstmädchen, war danach jedoch von 1923 bis 1953 in der Medizinischen Klinik tätig. 1942/43 wurde sie zur Luftschutzhelferin ausgebildet. Am 22. Februar 1944, um 15.00 Uhr, wurde die Klinik bei einem Luftangriff zerstört und Katharina lag stundenlang verschüttet unter den Trümmern.

Wie ein roter Faden zieht sich der Einsatz für die Verbesserung von Arbeits- und Lebensbedingungen und das Recht auf Teilhabe an Entscheidungsstrukturen durch das Leben der beiden Schwestern:

Maria Pfalz kandidierte bei der Stadtverordnetenwahl 1927 auf Platz 7 für die SPD. Eine Auflistung der Mitgliedschaften vermittelt ein genaueres Bild ihrer politischen Tätigkeiten: Sie war im Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter – später ÖTV, außerdem in der SPD und im Arbeiterkulturverein *Die Naturfreunde*.

Katharina war ebenfalls Gewerkschafterin und Mitglied in der SPD. Beide Schwestern warben Jugendliche für die Gruppe *Rote Falken* und die *Sozialistische Arbeiterjugend* (SAJ). Befreundet

waren sie mit der Familie von Justus Gaßmann, dem Vater des späteren Oberbürgermeisters von Marburg, Georg Gaßmann.

Die Schwestern traten 1946 – fast eine Selbstverständlichkeit – in den Freien Gewerkschaftsbund Hessen /Landesgewerkschaft Öffentlicher Dienst ein. Das Bemerkenswerte an ihrer Biographie ist, dass die beiden seit den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts kontinuierlich politisch engagiert waren. Nach 1945 allerdings blieb die damals 53-jährige Maria zu Hause, um für ihre Schwester Katharina und einen Bruder den Haushalt zu führen. Das Trauma der unter den Trümmern vergrabenen Schwester hatte sie sehr verändert.

Noch ungeklärt ist die interessante Frage, auf Grund welcher Bedingungen beide Schwestern sich so kontinuierlich in politischen Organisationen engagiert haben, denn dies war ungewöhnlich für Frauen ihrer Zeit allgemein und für Dienstmädchen im Besonderen.

## Auguste Pfeffer (1864 - 1947)

**Auguste Pfeffer ist eine der wenigen Frauen in Marburg, der die Ehre eines Magistratsgrabes zuteil wurde. Die Stadt hat auf unbegrenzte Zeit die Verantwortung für die Pflege ihres Grabes übernommen. Umso erstaunlicher ist es, dass Auguste Pfeffer so gut wie unbekannt ist. Ihr Name begegnet einem in keiner der zahlreichen Stadtgeschichten Marburgs. Auch in Archiven und Museen lassen sich kaum Spuren von ihr finden. Wer war nun Auguste Pfeffer?**

Auguste Pfeffer wurde am 22. August 1864 in Marburg geboren. Nach ihrer Schulzeit erhielt sie eine Ausbildung als Malerin. Sie war – wie viele, die damals in Marburg das Malhandwerk erlernt haben – Schülerin von Fritz Klingelhöfer. Einige wenige erhaltene Zeichnungen nach antiken Plastiken aus den Jahren 1883/1884 machen deutlich, dass sie den üblichen Ausbildungskanon durchlief. Dass sie eine geschätzte Malerin wurde, macht ihr mehrjähriger Aufenthalt in Darmstadt deutlich. Hier arbeitete sie als Porträtistin am Darmstädter Hof, bis ein Augenleiden sie zwang, diese Stelle aufzugeben.

Auguste Pfeffer kehrte nach Marburg zurück, behielt jedoch weiterhin Kontakt zu ihren Freunden in Darmstadt, worauf einige wenige erhaltene Skizzen, datiert 1904 und 1905, hinweisen. Ihre Werke waren auf verschiedenen Ausstellungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts vertreten. Spätestens 1899 lebte Auguste Pfeffer wieder in Marburg und wurde im Adressbuch als Mallehrerin, wohnhaft am Markt 16, aufgeführt. Unter derselben Adresse lebte auch ihr Vater, der Hauptschullehrer Johann Ludwig Pfeffer, der 1924 91-jährig verstarb. Zu ihren Schülern zählt der Marburger Maler Karl Doerbecker, aus dessen Nachlass die zwei Gemälde von Auguste Pfeffer stammen, die sich im Marburger Universitätsmuseum befinden. Nach ihrer Rückkehr publizierte Auguste Pfeffer christlich motivierte Gedichte und Schauspiele. 1913 erschien „Bethlehem und Golgatha – Bilder zu der Geschichte von

der Geburt und Kindheit unseres Herrn Jesu Christi“. Es entstanden auch Schauspiele für den Schulgebrauch wie zum Beispiel „Das bestandene Examen. Ein Jugendstück“ (für eine Schulentlassungsfeier).

Das Historienspiel, das sie anlässlich des 400. Jahrestages der Einführung der Reformation in Marburg schrieb, machte sie in Marburg weithin bekannt. Im Rahmen der vielfältigen Feierlichkeiten des Jubiläumsjahres 1927, zu denen von Seiten der Universität die Einweihungen der medizinischen Klinikgebäude in der Nordstadt sowie des Ernst v. Hülsenhauses in der Biegenstraße gehörten, wurde Auguste Pfeffers Schauspiel als offizielles Festspiel der Stadt ausgewählt.

Nach dem Entwurf des Architekten Dauber wurde vor der Marienkirche auf dem heutigen Lutherischen Pfarrhof eine Freilichtbühne gestaltet. In dem Stück wirkten neben den leitenden professionellen Schauspielern, die von auswärtigen Bühnen engagiert worden waren, über 250 Marburgerinnen und Marburger mit. Ziel Auguste Pfeffers war es, in Anlehnung an die historische Überlieferung die Kämpfe und schließlich den Sieg der Reformation in Hessen anschaulich darzustellen. Das Festspiel mündete in der Übergabe der Marienkirche an die evangelische Gemeinde durch Landgraf Philipp und den anschließenden gemeinsamen Einzug der Schauspieler wie der Zuschauer in die Kirche. Unter der Regie von Fritz Budde erlangte das Festspiel eine weit über Marburg hinauswirkende Resonanz.

Das Festspiel von 1927 war die Initialzündung für die in der Folge bis zum Zweiten Weltkrieg fortgeführten Marburger Festspiele. Auch für das 1928 aufgeführte „Spiel von St. Elisabeth“ steuerte Auguste Pfeffer den Entwurf der Handlung bei. Das Stück wurde auf der Freilichtbühne auf dem Schlossberg inszeniert, die nach Plänen des weiterhin als künstlerischer Leiter der Festspiele tätigen Fritz Budde gebaut worden war.

Als Autorin der Vorlage für das erste Marburger Festspiel machte sich Auguste Pfeffer verdient um das Ansehen der Stadt. Dies mag der Grund dafür gewesen sein, dass der Magistrat am 29. Juni 1955 dem Antrag von Erich Pohlmann aus Heidelberg zu-

stimmte und der am 12. Februar 1947 verstorbenen Auguste Pfeffer ein Magistratsgrab zuerkannte.

**(Dr. Irene Ewinkel)**

## Dora Rade (1868 - 1945)

Die im Marburger Südviertel gelegene Radestraße wird zu-  
meist mit dem bekannten Theologen, Publizisten und linksli-  
beralen Politiker Martin Rade (1857 - 1940) in Verbindung ge-  
bracht. Ihre Benennung im Jahr 1945, ausdrücklich ohne  
Vornamen, soll jedoch auch die Erinnerung an Martin Rades  
Lebensgefährtin Dorothea, genannt Dora, wach halten. Das  
Ehepaar war im Jahre 1899 aus Frankfurt/M., wo Martin Rade  
als Pfarrer an der Paulskirche gewirkt hatte, nach Marburg  
übergesiedelt. Hier bewohnten sie bis 1932, insgesamt 33  
Jahre lang, das Haus Roter Graben 8 <sup>3</sup>/<sub>4</sub> und veranstalteten in  
regelmäßigen Abständen sogenannte „Offene Abende“, an  
denen gleichermaßen Geselligkeit und geistiger Austausch  
gepflegt wurden. Im Laufe der Jahre wurden diese Abende zu  
einer Art Marburger Institution, die bei den Anwesenden ei-  
nen unvergesslichen Eindruck hinterließen.

Dora Rade wurde am 1. Juni 1868 als Tochter des Oberpfarrers  
Friedrich Hugo Naumann im sächsischen Lichtenstein geboren.  
Über die Mutter ist in der Literatur nichts bekannt. Zeitbedingt er-  
hielt sie keine berufliche Ausbildung. Bis zu ihrer Heirat führte sie  
ihrem Bruder, dem Pfarrer und späteren bekannten liberalen Poli-  
tiker Friedrich Naumann, den Haushalt. Hier lernte sie den Pfarrer  
und Publizisten Martin Rade kennen, der im Jahre 1886 gemein-  
sam mit einigen Gesinnungsfreunden die Zeitschrift *Die Christli-  
che Welt* gegründet hatte. Sie diente als publizistisches Forum für  
die liberalen Positionen des sogenannten „Freien Protestantis-  
mus“ und sollte in den folgenden Jahren zu der angesehensten  
Zeitschrift des deutschen Protestantismus avancieren.

Zunächst aber drohte Dora Naumanns Verbindung mit Martin Ra-  
de an dem Widerstand ihres orthodox-lutherischen Vaters zu  
scheitern, der sich nicht mit den fortschrittlichen theologischen  
Vorstellungen seines zukünftigen Schwiegersohns einverstanden



erklären mochte. In einem zweistündigen persönlichen Gespräch, das er später als das „härteste Examen“ seines Lebens bezeichnete, gelang es Martin Rade jedoch, die Vorbehalte auszuräumen, so dass am 8. Oktober 1889 schließlich Hochzeit gefeiert werden konnte.

Aus Dora und Martin Rades Ehe gingen drei Kinder, der Sohn Gottfried (geb. 1891) und die beiden Töchter Helene (geb. 1895) und Gertrud (geb. 1900) hervor. Neben der Kindererziehung übernahm Dora Rade, die für finanzielle Angelegenheiten besonders begabt war, die Geschäftsführung der *Christlichen Welt*, die zeitweise mehr als 5000 Abonnenten hatte.

In Marburg waren beide Rades bekannt für ihre Gastfreundschaft und die an den Offenen Abenden bei gutem Essen und musikalischer Begleitung gepflegte Gesprächskultur. Von Dora Rade ist insbesondere ihr soziales Engagement für ältere Menschen in der Stadt überliefert. Martin Rade engagierte sich außerhalb seiner Lehrtätigkeit für Systematische Theologie an der Philippina über lange Jahre für die politischen Ziele des Linksliberalismus. Im Jahre 1913, zu einem Zeitpunkt, als das Wahlrecht für Frauen noch in weiter Ferne lag, bewarb er sich als gemeinsamer Kandidat der Fortschrittlichen Volkspartei und der Nationalliberalen Partei bei den Wahlen zum Preußischen Landtag um das Mandat im Wahlkreis Rinteln (Grafschaft Schaumburg), unterlag jedoch gegen seinen konservativen Mitbewerber.

Dora Rade leitete im Ersten Weltkrieg die Marburger Gruppe des Vaterländischen Frauenvereins – der größten Unterorganisation des Roten Kreuzes – die sich die Versorgung von Verwundeten und Kriegsversehrten zur Aufgabe gemacht hatte. Angesichts der schwierigen Versorgungssituation führte sie Altkleidersammlungen durch und hielt Vorträge zur Volksernährung. Ein schwerer Schicksalsschlag traf das Ehepaar im Jahr 1918, als die jüngste Tochter während der großen Grippeepidemie verstarb.

Nach dem Ersten Weltkrieg traten Dora und Martin Rade der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) bei. Während Martin Rade zum Abgeordneten der Verfassunggebenden

Preußischen Landesversammlung gewählt wurde, wirkte Dora Rade über lange Jahre als Stadtverordnete in der Marburger Kommunalpolitik. *Die Christliche Welt*, geriet zu Beginn der 20er Jahre aufgrund der wachsenden Inflation in ernsthafte wirtschaftliche Schwierigkeiten. Hier war es allein der maßgeblichen Einwirkung von Dora Rade zu verdanken, dass der Vertrieb der Zeitschrift nicht eingestellt werden musste.

Im Jahre 1932 siedelten Dora und Martin Rade nach Hohemark (Taunus) über. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 begannen für beide schwere Jahre. Als überzeugter Demokrat und Gegner des Nationalsozialismus wurde der 77-jährige Martin Rade im November 1933 auf der Grundlage des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ aus dem Staatsdienst entlassen und verlor damit auch seinen Anspruch auf Ruhegeld. Auch der Förderverein der *Christlichen Welt*, die *Freunde der Christlichen Welt* musste 1934 auf Druck der Gestapo aufgelöst werden. Die verbliebenen finanziellen Mittel wurden auf einstimmigen Beschluss der Mitgliederversammlung Dora als Entschädigung für ihre 30-jährige unentgeltliche Tätigkeit als Kassensführerin zugesprochen. Bezeichnend für die Persönlichkeit Dora Rades ist, dass sie diese Summe nie für sich selbst verwandt, sondern 1945 dem Autor J. Rathje für eine Biographie ihres Mannes zur Verfügung gestellt hat.

Martin Rade starb im April 1940 in Frankfurt/Main, nachdem er noch im Jahr zuvor gemeinsam mit seiner Frau das Fest der Goldenen Hochzeit gefeiert hatte. Dora Rade erlebte zwar das Kriegsende; ihre letzten Lebensmonate wurden jedoch durch die Beschlagnahmung ihrer Wohnung durch die amerikanischen Besatzungstruppen und von einer schweren Krankheit überschattet.

Am 11. Oktober 1945 verstarb sie im Alter von 77 Jahren in Frankfurt und wurde an der Seite ihres Mannes auf dem dortigen Hauptfriedhof beigesetzt.

**(Dr. Andrea-Sabine Jacobi)**

## Elisabeth Schaefer (1881 - 1968)

**In Marburg wurde der Name Elisabeth Schaefer lange Zeit mit Töpfereiprodukten in Verbindung gebracht. Fast 40 Jahre lang versorgte sie den Marburger Raum, aber auch andere Gebiete mit Töpferwaren. 1957 gab sie mit 76 Jahren ihr Geschäft auf.**

In den öffentlichen Blick geriet Elisabeth Schaefer erst 1988 wieder, als bei Aufräumarbeiten auf dem Dachboden ihres Hauses in der Elisabethstraße Mappen mit Zeichnungen und Ölskizzen gefunden wurden, die mit „E. Schaefer“ signiert und zwischen den Jahren 1899 und 1902 entstanden waren. Im selben Jahr noch organisierte das Kulturamt der Stadt Marburg eine kleine Ausstellung mit einigen Zeichnungen, Ölgemälden und Keramikstücken.

Elisabeth Schaefer war offensichtlich nicht immer Töpferin gewesen, sondern hatte um die Jahrhundertwende als Tochter aus gutem Hause eine Ausbildung als Malerin in Karlsruhe, Zürich und München erhalten. Da die meisten staatlichen Akademien um die Jahrhundertwende noch keine Frauen annahmen, gab es von Künstlerinnen gegründete „Ersatzakademien“, die sich bemühten, Frauen eine ähnlich umfassende Ausbildung zu geben, wie sie ihren männlichen Kollegen vom Staat gewährt wurde. Die in dieser Zeit angefertigten Zeichnungen Elisabeth Schaefers spiegeln den typischen Ausbildungskanon eines Zeichenunterrichts: Stillleben, Zeichnen von Plastiken und schließlich Studien am lebenden Menschen: Porträt und Akt.

Neben den Zeichnungen sind auch einige Ölstudien und Ölgemälde im Marburger Universitätsmuseum erhalten, die ihre künstlerische Entwicklung in diesem Genre dokumentieren; ist das Frauenporträt von 1901 noch streng akademisch, so zeigen die späteren Porträts, dass die zeitgenössischen Entwicklungen auch Elisabeth Schaefers Malweise beeinflussten: Ihre Pinselschrift wurde immer pastoser.

Es gibt so gut wie keine Hinweise darüber, was Elisabeth Schaefer unmittelbar nach ihrer Ausbildung machte. Vor 1910 kehrte sie nach Marburg zurück und bekam in ihrem Elternhaus in der Elisabethstraße ein Atelier eingerichtet. Jedoch war es in einer Stadt wie Marburg kaum möglich, als freie Malerin zu arbeiten. Im Gegensatz zu den Großstädten, die für Porträt- und Landschaftsmalerei ein entsprechend großes und finanzkräftiges Publikum boten, gab es in Marburg keine entsprechende Klientel.

Nachdem die Eltern im Ersten Weltkrieg durch den Ankauf von Kriegsanleihen in finanzielle Schwierigkeiten geraten waren, entstand wohl der Gedanke, dass Elisabeth Schaefer ihr kreatives Potential auf einem anderen Sektor einsetzen sollte: Im Gegensatz zu Gemälden und Zeichnungen schienen Töpferwaren einen größeren Abnehmerkreis in Marburg zu finden. Elisabeth Schaefer ging 1918/19 für circa 2 Jahre an die Keramikfachschule in Höhr, wo neben künstlerischen und handwerklichen Fertigkeiten auch chemisch-technische und physikalische Kenntnisse vermittelt wurden. Nach ihrer Rückkehr eröffnete sie in der Ketzerbach 35 die „Töpferwerkstatt Ketzerbach“. In den Verkaufsräumen des ehemaligen elterlichen Lebensmittelgeschäftes richtete sie einen Kunstgewerbeladen ein, in dem sie hauptsächlich ihre Keramik, aber auch Produkte anderer Kunstgewerbetreibender ausstellte und verkaufte.

Im Gegensatz zu der für Töpfer üblichen Produktpalette beschränkte sich Elisabeth Schaefer ganz auf ihr Geschirr und kunstgewerbliche Keramik wie Schalen, Vasen, Krüge, Dosen sowie anspruchsvolle Souvenirs für die zur Elisabethkirche pilgernden Touristen. Diese Keramik hatte angesichts der Absatzschwierigkeiten der traditionellen Töpferwaren noch am ehesten „einen Markt“. Darüber hinaus wählte Elisabeth Schaefer mit ihrer kunstgewerblichen Produktion auch ein Gebiet, das ihr überhaupt erst das Eindringen in das von Männern dominierte Töpferhandwerk ermöglichte. Bei ihrer kunstgewerblichen Keramik handelte es sich um einen Bereich innerhalb der geschlechtsspezifischen Aufteilung der Arbeitsfelder im Töpferhandwerk, der noch am ehesten den Frauen überlassen wurde, da er dazu diente, ver-

meintlich „typisch weibliche“ Bedürfnisse, nämlich die „Verschönerung des Heims“ zu befriedigen.

1925 expandierte die *Töpferwerkstatt Ketzerbach*: In der Alten Kasseler Str. 22 wurde eine neue Produktionsstätte bezogen, die 20 bis 30 Arbeitsplätze bot. 1945 wurde das Gebäude durch einen Bombenangriff, der dem Bahnhof galt, schwer zerstört. War die wirtschaftliche Situation des Gewerbes schon zu Zeiten, als Elisabeth Schaefer in das Töpfergewerbe einstieg, schwierig gewesen, so wurde sie durch die Konkurrenz der industriell gefertigten Güter nach 1945 immer unrentabler.

Wäre nicht jener Fund auf dem Dachboden gewesen und hätte es nicht verschiedene Initiativen gegeben, die zu der Ausstellung 1988 geführt haben, so wäre das Werk Elisabeth Schaefers nicht erneut ins öffentliche Interesse gerückt und sie wäre genauso vergessen worden, wie viele Künstlerinnen, die in Marburg gelebt und gearbeitet haben. Im Gegensatz zu Künstlern gibt es für Künstlerinnen viel weniger entsprechende Förderer, Mäzene und "Musen", die sich um die Verbreitung des Werks und des Nachlasses bemühen.

Der Marburger Verein *FrauenKunstGeschichte* hat es sich zum Ziel gesetzt, den Auswirkungen dieser „Tradition“ entgegenzuwirken. Er sammelt Material zur Geschichte der Künstlerinnen, besonders im weitgehend unbearbeiteten Bereich des Bundeslandes Hessen.

Zum Ausbau und zur Ergänzung der Datenbank ist er an jedem Hinweis auf Frauen und ihren Anteil an der Kunst und Kulturgeschichte interessiert, zum Beispiel an Hinweisen auf Kunstwerke, Nachlässe, Literatur oder andere Daten und Fakten.

**(Dr. Irene Ewinkel)**

## Cilly Schäfer (1898 - 1980)

**Wer aufmerksam durch Marburg geht, findet Am Grün 8 das Cilly- und Jacob-Schäfer-Haus, ehemaliger Sitz der DKP Marburg-Biedenkopf. Wer war Cilly Schäfer und wie hat sie in Marburg gelebt?**

Als ihr Vater, ein Postbeamter in Friedberg, starb, half Cilly Schäfer als Neunzehnjährige in der Wäscherei ihrer Mutter mit, bevor sie den Beruf der Schneiderin erlernte. 1918 wurde sie, noch unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges stehend, Mitglied der Arbeiterjugend, um dann 1920 in die KPD einzutreten. 1921 heiratete Cilly den Schneider und KPD-Abgeordneten Jacob Schäfer. Von Oktober 1931 bis 1933 war sie Abgeordnete im Landtag des Volksstaates Hessen. Gleichzeitig wurde sie in die Bezirksleitung der KPD Hessen-Frankfurt als Frauenleiterin berufen.

Dem massiven Druck der nationalsozialistischen Machthaber ausgesetzt, wurden Cilly und Jacob Schäfer 1934 zum ersten Mal verhaftet. Nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis zogen die beiden nach Marburg, wo Cilly als Hausschneiderin arbeitete und bei ihren „Hausbesuchen“ die illegale „Rote Fahne“ verteilte. Weil sie auf der Straße mit „Rot-Front“ begrüßt hatte, wurde sie erneut verhaftet. Cilly Schäfer kam in das KZ Oranienburg, wo sie in einer Gasmaskenfabrik arbeiten musste. Von dort wurde sie 1945 nach Sachsenhausen verlegt. Cilly Schäfer überlebte den Todesmarsch der Häftlinge und kehrte nach Marburg zurück.

Die engagierte und tapfere Frau, die anderen in ihrem Mut ein Vorbild war, gründete jetzt mit acht weiteren Frauen, ebenfalls Gegnerinnen des Nationalsozialismus, den Überparteilichen Frauenausschuss. Diese neun Frauen, auch „die neun Musen“ genannt, leisteten praktische Aufbauarbeit, indem sie Care-Pakete in Schulen verteilten, bei der Wohnungsbeschaffung halfen und einen Mittagstisch für all jene einrichteten, die nichts zu essen hatten. Zugleich war dieser Ausschuss aber auch ein „anti-

faschistischer politischer Zusammenschluss“, ein Forum, in dem heftig diskutiert wurde. So auch über die „Marburger Presse“, deren Frauenbild bei den neun Frauen Unmut hervorrief. Vehement – nämlich durch Belagerung des Büros der „Marburger Presse“ – setzten sie sich dafür ein, die Frauenseite der Samstagsausgabe selbst zu gestalten, was sie dann auch einmal im Monat taten.

Als man 1946 begann, die ersten KPD-Mitglieder aus Ausschüssen auszuschließen, trat Cilly Schäfer freiwillig aus dem Ausschuss zurück. Sie wollte dessen Arbeit nicht behindern. Doch sie blieb weiter aktiv. Sie beteiligte sich am Wiederaufbau der Volkshochschule, an der Neukonstituierung der Ortsgruppe der KPD und arbeitete in der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes (VVN) mit. Sie engagierte sich in Aktionen gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik und war für kurze Zeit Stadtverordnete. 1968 trat Cilly Schäfer in die neu gegründete DKP ein. Sie starb im Alter von 82 Jahren im Januar 1980.

**(Heike Zorn)**



## Ingeborg Schnack (1896 – 1997)

Stärker als durch Herkunft und Heimat – beide Eltern stammten aus Schleswig-Holstein mit Familienbeziehungen ins Dänische hinein – wurden die frühen Jahre von Ingeborg Schnack dadurch bestimmt, dass sie zu der letzten Generation gehört, die Kindheit und Jugend vor dem ersten Weltkrieg erlebte, in einer Zeit, die nicht nur das Gefühl von Sicherheit und Weite vermittelte, sondern endlich den Mädchen wie ihren Brüdern die akademische Bildung eröffnete.

Als sie am 9. Juli 1896 zur Welt kam, war ihr Vater als Regierungsbaumeister im äußersten Westen Preußens tätig, und die Familie bewohnte ein ansehnliches, von Gärten umschlossenes Haus, den Dienstsitz auf der Insel Hanikenfähr in der Ems, nicht weit von Lingen. Bald darauf wurde er nach Hirschberg in Schlesien versetzt, wo Ingeborg ihre Schulzeit begann, dann als Regierungs- und Baurat nach Oppeln in Oberschlesien; damals mussten die Oder und ihre Zuflüsse saniert werden. Einschneidend war die Versetzung nach Hildesheim 1910: hier eröffnete sich die Möglichkeit, ein Oberlyzeum zu besuchen und das Abitur zu machen – der Wunsch, später zu studieren, rückte seiner Erfüllung näher, zumal auch Preußen endlich 1908 die Universitäten für Frauen geöffnet hatte. Noch einmal wurde der Vater versetzt, diesmal an die Regierung in Koblenz; eine seiner Aufgaben war die Regulierung der Mosel. Die Familie bezog unterhalb der Feste Ehrenbreitstein ein Haus am Rhein, und von 1913 an besuchte Ingeborg Schnack die Hilda-Schule in Koblenz – die älteren Geschwister studierten bereits. Den Abschluss des Oberlyzeums (1915) ergänzte sie durch den Erwerb der Lehrbefähigung für Lyzeen und Mittelschulen, indem sie an der eigenen Schule die pädagogische Ausbildung in Theorie und Praxis anschloss, die sie mit einer Prüfung am 9. Februar 1916 beendete.

Danach entschloss sie sich zum Beginn des Studiums in Bonn; ihre ältere Schwester promovierte in Halle bei Professor Max Deutschbein. Um ihrerseits eines Tages den Doktor machen zu können, dessen Verleihung bei den Fakultäten lag, fehlte ihr noch der Abschluss eines Realgymnasiums in Latein und Mathematik: so bereitete sie sich neben dem Hauptstudium in Geschichte und Germanistik auf eine Ergänzungsprüfung in Latein vor und betrieb bei den Geodäten in Poppelsdorf Mathematik.

Als sich im Herbst 1916 die Arbeitsmöglichkeiten in Bonn kriegsbedingt verschlechterten, immatrikulierte sie sich in Marburg, wo sie am 17. Oktober 1916 ihr zweites Semester und zugleich die intensive Prüfungsvorbereitung am damaligen „Müllerschen Institut“ begann. Am 7. März 1917 bestand sie das Examen an der Oberrealschule und Reformrealgymnasium in Köln; damit hatte sie dasselbe Abitur erreicht wie ihre männlichen Kommilitonen.

Während Ingeborg Schnack dem Geschichtsstudium treu blieb, entschied sie sich jetzt, Mathematik und Physik zu studieren und sich damit einen Zugang zu verschaffen in die Bereiche, deren Entwicklung die Zukunft bestimmen würden. Bestärkt wurde sie darin durch die Familientradition: nicht nur hatte ihr Vater an Technischen Hochschulen Wasserbau studiert, auch der Vater ihrer Mutter war ein Mathematiker von Ruf gewesen, als Ingenieur hatte er u. a. den Bau der Eisenbahn vom Limfjord nach Kiel geleitet. Ein Großonkel war Mitarbeiter von Helmholtz gewesen, ihr jüngerer Bruder begann 1919 sein Studium an der TH Darmstadt.

Bereits am 20. August 1920 promovierte sie mit einer kirchengeschichtlichen Arbeit, die ihr die Achtung ihrer akademischen Lehrer eintrug. Ihr Doktorvater war der Mediävist Karl Wenck, im Rigorosum prüften in Geschichte Albert Brackmann, in Philosophie Paul Natorp und in Physik Franz Arthur Schulze – im Sommersemester 1921 erneuerte der Fachbereich Geschichtswissenschaften ihr Diplom.

Inzwischen war auch die Familie Schnack durch das Ende des Krieges schwer getroffen worden: Der älteste Sohn, Jurist, war noch im September 1918 an der Westfront gefallen, der eben achtzehnjährige jüngere nach dem Waffenstillstand schwerkrank

heimgekehrt. Das Haus unter dem Ehrenbreitstein wurde mit amerikanischen Soldaten belegt, Geheimrat Schnack musste weit über seine angegriffenen Kräfte den immer schwierigeren dienstlichen Belangen nachgehen. Der Arzt legte dem Siebzيجjährigen einen Klimawechsel nahe. Da bot sich am Ortenberg in Marburg in einer Siedlung für vertriebene Beamte aus Elsaß-Lothringen ein Baugrund, und Ingeborg Schnack betrieb neben der Vorbereitung zum Staatsexamen und dem Eintritt in den Beruf den Bau und die Übersiedlung ihrer Eltern in das kleine Haus an der Lothringerstraße.

Ihr Staatsexamen in Philosophie und den Fächern Geschichte, Mathematik und Physik mit der Unterrichtsbefähigung für Oberstufe legte sie am 9. Februar 1923 ab; es eröffnete ihr eine Reihe von Möglichkeiten. Freilich war der Weg in die akademische Laufbahn aus äußeren Gründen im Jahr der galoppierenden Inflation nicht denkbar, so dass sich eine Schulkarriere anzubieten schien. Doch legten ihre akademischen Lehrer, besonders Professor Wenck, ihr nahe, sich um die Einstellung in den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst zu bewerben, der ihr Zeit lassen würde, ihren weiteren Studien nachzugehen. Ihr Gesuch um Annahme als Volontärin vom 1. Juli 1923 wurde vom Direktor der Universitätsbibliothek, Geheimrat Professor Schulze, befürwortet, und so trat sie zum 1. Oktober 1923 als erste Frau in den höheren Bibliotheksdienst in Preußen ein; mit ausschlaggebend war dabei ihre Fächerkombination. Die Vorbereitung für das Bibliotheksexamen, die üblicherweise ein zweites Jahr an der Staatsbibliothek in Berlin vorsah, konnte sie in Marburg ableisten; nachdem sie im Mai 1925 noch das geforderte Graecum abgelegt hatte, bestand sie am 29. September 1925 in Berlin das Zweite Staatsexamen unter dem Vorsitz des Generaldirektors der Preußischen Staatsbibliothek, Geheimrat F. Milkau.

Ab 1. Oktober 1925 war sie dann „Bibliothekarin“ in Marburg mit einer Vergütung von 3.400,00 RM im Jahr.

Die erste wissenschaftliche Aufgabe, die sich Ingeborg Schnack neben ihren vielfältigen Dienstpflichten stellte, war die Sammlung und Katalogisierung aller Porträts von Marburger Universitätsleh-

rern seit der Gründung im Jahre 1527. Der Vorsitzende der Historischen Kommission für Kurhessen und Waldeck, Professor Edmund E. Stengel, beauftragte sie mit diesem Vorhaben zum Universitätsjubiläum von 1927; sie berichtete über diese Arbeit 1933, und 1935 erschienen ihre *Beiträge zur Geschichte des Gelehrtenporträts*. Schon damit waren zwei Schwerpunkte ihrer künftigen Arbeit sichtbar geworden: Ikonographie und Universitätsgeschichte.

Nach dem Tode ihres Vaters im Jahre 1926 lag es für Ingeborg Schnack und ihre Mutter nahe, in die angestammte Heimat der Familie nach Norddeutschland zurückzukehren. Eine Versetzung an die UB Kiel als außerplanmäßige Bibliothekarin schien dies zu eröffnen; am 1. Oktober 1928 trat sie den Dienst dort an. Die Arbeit unter Direktor Dr. Christoph Weber wurde von ihr als äußerst fördernd empfunden, weil er ihr neue Aspekte des bibliothekarischen Berufes sichtbar machte. So etwa betraute er sie damit, über neue Sammelschwerpunkte der UB zu berichten und die Beziehungen zwischen Bibliothek und Öffentlichkeit zu pflegen.

Weil jedoch ihre Mutter während ihrer Abwesenheit sehr schwer erkrankte, musste sie um ihre Rückversetzung nach Marburg einkommen, die im Sommer 1929 auch gewährt wurde. Die Beförderung zur Bibliotheksrätin erfolgte dann erst zum 1. April 1935; die Jahresbezüge nun 5.800,00 RM.

Ganz bewusst öffnete sie in den folgenden Jahren jungen Menschen ihr Haus, sei es, dass sie als Praktikantinnen und junge Kollegen oder als Studierende in ihren Gesichtskreis traten – vor allem, wenn sie ihrer Hilfe bedurften. Die von ihr vielfältig Geförderten dankten es über die Jahre hin in Anhänglichkeit und Treue. Besonders umfassend war der Beistand, den sie unmittelbar nach dem Kriege zu leisten bereit war: Das ging von der Ernte aus dem bis in den letzten Winkel genutzten Garten über die freundlich gewährte Unterkunft für Flüchtlinge (1945 bis 1956) bis zur Mitfinanzierung mehr als eines Studiums und setzte sich bis in die Gegenwart in den jeweils zeitgemäßen Formen fort.

Sie, die sich bei einer Arbeit von der anderen zu erholen gewöhnt hatte, sagte dazu: „*Travailler, ça m’amuse!*“ (Maillol).

1936 wählte die Historische Kommission Ingeborg Schnack zum Mitglied, und sie begann mit der Arbeit an den sechs von ihr herausgegebenen Bänden der *Lebensbilder aus Kurhessen und Waldeck 1830 - 1930*. Dieses biographische Sammelwerk, das zwischen 1939 und 1958 erschien, brachte sie mit einem großen Kreis von Autoren in Kontakt, zu denen sie selbst sich erst im letzten Bande mit der Biographie ihres „Vorgängers“ Karl Wilhelm Justi gesellte, der einst den *Strieder* fortgesetzt hatte. Während der Vorkriegszeit und vor allem während des zweiten Weltkrieges wuchs die Arbeitslast – sie selbst hat von Auslagerung und Rückführung der Marburger Bestände 1968 in ihrem Aufsatz *Zwischen Vierzig und Fünfzig. Ein Jahrzehnt aus der Geschichte der Universitätsbibliothek (1940 - 1950)* berichtet.

Unter den vielen einschneidenden Ereignissen des Frühjahrs 1945 war die Begegnung mit Anton und Katharina Kippenberg von tiefgreifender Bedeutung; das Verlegerehepaar war den aus Sachsen und Thüringen zurückgehenden amerikanischen Truppen gefolgt, als diese mit anderen ausgelagerten Kunstschatzen auch die Sammlungen des Hauses Kippenberg im Central-Art-Collecting-Point im Staatsarchiv Marburg sicherstellten. Ihnen wurde in der Stadt eine Wohnung zugewiesen, und die mitgebrachten Archivexemplare, eine ganze „Insel“ sowie das „Privatarchiv“ fanden durch Ingeborg Schnacks Vermittlung Aufnahme in der UB mit der sie dann 1946 umzogen ins inzwischen von den Amerikanern freigegebene Gebäude am Friedrichsplatz, wo sie der Goethe-Sammlung und den Rilkeana im großen Siegelsaal zugeführt wurden. Das nahezu tägliche Zusammensein mit dem Verleger und Sammler war ungemein anregend, die ehrenamtliche Betreuung seiner Schätze eröffnete eine neue Dimension des Bibliothekarischen: Zur wissenschaftlichen Literatur traten hier die handschriftlichen Quellen und Originalausgaben der Goethezeit und der klassischen Moderne.

Die Freundschaft mit Katharina Kippenberg war bestimmt durch deren Arbeit an ihrem Manuskript *Rainer Maria Rilkes Duineser*

*Elegien und Sonette an Orpheus*, das sie in langen und eingehenden Gesprächen mit Ingeborg Schnack durchging. Diese hatte beide Werke bei ihrem Erscheinen 1923 kennengelernt und sich von ihnen aus den Zugang zum Werk Rilkes erschlossen, so dass sie an der endgültigen Fassung des Buches ihren Anteil haben konnte, das 1946 erschien. Als der Band 1951 in die Manesse-Bibliothek der Weltliteratur aufgenommen wurde, war er von ihrem Essay *Dichtung und Deutung. R. M. Rilke und Katharina Kippenberg* begleitet. Nach dem Tode der Insel-Herrin im Juni 1947 stand sie Anton Kippenberg hilfreich zur Seite, als es galt, ihr Andenken zu ehren.

Eine große Freude und Genugtuung war es Katharina Kippenberg gewesen, als die Philosophische Fakultät der Universität Marburg ihr auf Antrag von Ingeborg Schnack zum 70. Geburtstag am 1. Juni 1946 die Ehrendoktorwürde verlieh: nun wurde für Stadt und Universität im September 1947 im Festsaal des Staatarchivs die erste große Rilke-Ausstellung zu ihrem Gedenken ausgerichtet, für die I.S. vom damaligen Rektor, Professor Balla, im Juli als „Ausstellungssekretärin“ angefordert worden war. Eine wichtige literaturwissenschaftliche Erkenntnis dieser Darbietung von Büchern, Bildern, Briefen und vor allem der Werkhandschriften war der durch die Exponate geführte Nachweis, dass die Schaffenskrise von 1910 bis 1922 keineswegs zum völligen Verstummen des Dichters geführt hatte; die großen Gedichte und Gedichtfragmente dieser Jahre widerlegten dies.

Dieser ersten Ausstellung aus dem Besitz von Anton und Katharina Kippenberg folgten weitere. Anlässlich des Internationalen Ferienkurses Hessischer Hochschulen wurden 1948 Handschriften zeitgenössischer Dichter gezeigt, dem Goethejahr ging im Dezember eine Faust-Ausstellung voran, die 1949 auch in der Kunsthalle Bremen zu sehen war. Die zunächst in Bielefeld gezeigte Ausstellung *Goethe. Leben und Schaffen* wurde vom 22. August bis 17. September in zwei *Ausstellungen aus der Sammlung Kippenberg* im Staatsarchiv und im Universitätsmuseum Marburg dargeboten.

Nur für die Vorbereitung der Ausstellungen im Goethejahr wurde die Dienstzeit Ingeborg Schnacks auf 20 Stunden in der Woche gekürzt; zur Seite stand ihr schon damals die Verfasserin, als Privatassistentin Professor Kippenbergs anfangs, später neben der eigenen Berufstätigkeit in dauernder Mitarbeit an fast allen ihren Büchern und Editionen.

Kippenberg zog sie auch weiterhin vielfältig heran, so für die Herausgabe der Reihe *Aus Rainer Maria Rilkes Nachlass*, deren vier Bändchen in seinem Todesjahr 1950 erscheinen konnten; zuvor hatte er 1948 mit ihr gemeinsam Katharina Kippenbergs *Kleine Schriften* zusammengestellt – seine eigenen *Reden und Schriften* betreute sie zu *Dank und Erinnerung*, unterstützt von Friedrich Michael: Sie erschienen 1952 im Insel-Verlag.

Auch nach dem Tode Kippenbergs, der Überführung seiner Sammlungen nach Düsseldorf (*Goethe und seine Zeit*) und ins Deutsche Literaturarchiv in Marbach (*Rilke und Insel*) einige Jahre später wirkten seine Anregungen weiter. In den zehn Jahren bis zu ihrem Abschied von der Bibliothek im Juli 1961 schlug sich dies in unterschiedlicher Weise nieder. Der von Kippenberg selbst noch erbetene Band *Rilkes Leben und Werk im Bild* veranlasste sie zu Reisen in die Schweiz und nach Frankreich, wo sie viele von Rilkes Zeitgenossen und Freunden noch kennenlernte und von Nanny Wunderly-Volkart, der Beschützerin seiner letzten Jahre, in Meilen am Zürichsee herzliche Gastfreundschaft erfuhr. Zugleich besuchte sie hier, in England und in den Niederlanden traditionsreiche Bibliotheken ebenso wie die modernsten Neubauten über die sie jeweils den Bibliotheks- und Archivangehörigen in Vorträgen berichtete: nicht zuletzt im Hinblick auf den dringend notwendigen Neubau der UB Marburg.

Professor Dr. Ludwig Dehio, Direktor der Staatsarchivs, der die Zusammenarbeit mit der Bibliothek in einem Hause besonders pflegte, machte die Frau Kollegin aufmerksam auf die Möglichkeit, Teile des Savigny-Nachlasses für die UB zu erwerben; dies führte über die Jahre zum Aufbau des Sammelschwerpunktes *Savigny*, ergänzt durch wichtigste Handschriften der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm. Deren Briefe an Savigny erschienen nach den

Manuskripten – von ihr sorgfältig kollationiert – 1953 als erster Band der Reihe *Hessische Briefe des 19. Jahrhunderts* in der Historischen Kommission. Für das Jahrbuch der Schiller-Gesellschaft gab sie 1958 die Selbstbiographien der Brüder nach den Originalen aus dem Vorbesitz von Karl Wilhelm Justi, heute im Schiller-Nationalmuseum, heraus.

Als sie bei der Verabschiedung im einstigen *Internationalen Lesesaal* die Handschrift eines Rilke-Gedichtes empfing, deutete dies nur auf einen Bereich ihrer künftigen Tätigkeit hin; sie selbst hatte bereits mit der Arbeit an ihrem Marburg-Buch begonnen, das 1961 noch erschien und als eine der ersten unter ihren „hessischen“ Publikationen dem Land und der Stadt, in denen sie ansässig geworden war, ihre Verbundenheit bewies. Im Jahre 1976 dankte die Stadt durch die Überreichung der *Ehrennadel der Universitätsstadt Marburg an der Lahn*, der Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde verlieh ihr 1979 die goldene Ehrennadel und machte sie 1985 zum Ehrenmitglied.

Eine neue Aufgabe fand sie als Schriftführerin der Literarischen Gesellschaft, die in den 60er Jahren eine lange Reihe bedeutender Schriftsteller nach Marburg führte – von Ingeborg Bachmann und Heinrich Böll über Uwe Johnson, Marie Luise Kaschnitz und Siegfried Lenz bis zu Martin Walser und Carl Zuckmayer. Die persönliche Begegnung mit ihnen hat sie als große Bereicherung empfunden und es bedauert, dass die Veranstaltungen zu Beginn der „politischen“ 70er Jahre keinen Widerhall mehr fanden und die Literarische Gesellschaft ihre Tätigkeit einstellte.

Gar nicht wegzudenken ist ihr 1962 begonnenes Engagement im Marburger Universitätsbund, für den sie in den letzten fünfunddreißig Jahren in jedem Semester eins der inhaltsreichen farbigen Hefte der Leben und Arbeit in der Universität gewidmeten Zeitschrift *Alma Mater Philippina* herausgebracht hat. Die Universität zeigte ihre Anerkennung durch die Verleihung der Silbernen Philippsplakette im Jahre 1968, der Universitätsbund durch die Wahl zum Ehrenmitglied 1976.



Für die Rilke-Forschung brachte die pünktlich zum 100. Geburtstag des Dichters vorgelegte *Chronik seines Lebens und seines Werkes* eine Grundlegung ersten Ranges, die die seither erschienenen Biographien erst ermöglichte. Die Edition des Briefwechsels zwischen Hugo von Hofmannsthal und Rilke, gemeinsam mit Rudolf Hirsch erarbeitet, erschien 1978. Danach lagen sogleich die Korrekturbogen des Bandes *Rilkes Briefe an Karl und Elisabeth von der Heydt*, der 1986 herauskommen sollte, auf ihrem Schreibtisch.

Für die Historische Kommission konnte in dieser Zeit der gewichtige Band *Marburger Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts* vorgelegt werden, der im 450 Jahre ihres Bestehens die Universität auch an jene ihrer Dozenten erinnerte, von denen viele ihren Wirkungskreis und ihr Land in der Zeit des Faschismus verlassen mussten. Auch eigenen Lehrern und Freunden konnte Ingeborg Schnack hier ein Denkmal errichten; so dem Mathematiker Kurt Hensel, dem Physiker Clemens Schaefer und dem Historiker Edmund E. Stengel, dazu Paul Friedländer und Wilhelm Röpke, Rudolf Otto, Heinrich Hermelink und Heinrich Frick, Hans Gremels und Leonhard Schulze-Jena.

Schließlich kam auch das große Werk *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Carl von Savigny und Stephan August Winkelmann (1800 - 1904) mit Dokumenten und Briefen aus dem Freundeskreis* 1984 zum Abschluss, das wiederum auf den Materialien aus Savignys Nachlass fußt, die im Besitz der UB Marburg sind.

Zu ihrem 90. Geburtstag ehrte die Universitätsbibliothek ihre einstige Stellvertretende Direktorin mit dem Bändchen *Gestalten und Profile. Hommage an eine gelehrte Bibliothekarin*, das ein Verzeichnis aller ihrer Schriften enthält. Zu diesem Zeitpunkt waren 121 Titel verzeichnet, in den folgenden zehn Jahren sollten weitere dreizehn folgen, ein Zeichen für die unverminderte Arbeitskraft der Autorin.

Der größte Teil dieser Arbeiten galt noch einmal Rainer Maria Rilke, zuletzt mit der Edition der zweibändigen Ausgabe *R.M.R.: Briefwechsel mit Anton Kippenberg 1906 bis 1926* im Insel Verlag

1995. Eine große Freude bereitete ihr, dass der gegenwärtige Inselverleger Siegfried Unseld ihr zum 100. Geburtstag eine Sammlung wichtiger Beiträge aus ihrer Feder überreichte: *Ingeborg Schnack: Über Rainer Maria Rilke. Aufsätze* (1996).

Zwar konnte Ingeborg Schnack in den letzten Jahren ihres Lebens keine der gewohnten Reisen mehr unternehmen, war sich dessen aber gewiss, auch im häuslichen Kreis tätig bleiben zu können. „An meinem Schreibtisch bin ich nicht alt!“, pflegte sie zu sagen, war weiterhin aufgeschlossen im Umgang mit dem Freundeskreis, der ihr im Laufe ihres Lebens zugewachsen war, und in den vielfältigen Beziehungen zu der „Familie“ aus Wahlverwandten, die sie mit ihrer Fürsorge begleitete.

Im Rückblick wird sichtbar, dass Ingeborg Schnack zwar die akademische Laufbahn verwehrt war, sie jedoch selbstbestimmt ein Gelehrtenleben führte, das ihr reiche Wirkungsmöglichkeiten erschloss und die Wertschätzung bedeutender Zeitgenossen eingetragen hat.

Ingeborg Schnack starb am 3. November 1997 in ihrem 102. Lebensjahr.

**(Dr. Renate Scharffenberg)**

## Sophie Scholl (1921 - 1943)

**„Einer muß ja doch schließlich damit anfangen. Was wir sagten und schrieben, denken ja so viele. Nur wagen sie nicht, es auszusprechen.“ Sophie Scholl zu dem sie vernehmenden Gestapo-Beamten.**

Zusammen mit ihrem Bruder Hans und Christoph Probst wurde die nur 21-jährige Sophie Scholl am 22. Februar 1943 im Münchner Gefängnis Stadelheim von den Nationalsozialisten durch das Fallbeil hingerichtet. Sophie Scholl war Mitglied der von ihrem Bruder gegründeten studentischen Widerstandsgruppe *Die Weiße Rose*, die durch Flugblätter zum Widerstand gegen das Hitler-Regime aufgerufen hatte.

Die *Die Weiße Rose* gehört zu den bekanntesten Widerstandsgruppen im Dritten Reich. In vielen Städten der Bundesrepublik, so auch in Marburg mit der Geschwister-Scholl-Straße und der Geschwister-Scholl-Schule, erinnern Straßen, Plätze, Schulen oder andere Institutionen an die Geschwister Scholl. Warum gerade an sie? Wer war Sophie Scholl und was bewog diese noch so junge Frau, ihr Leben für das Recht und die Freiheit anderer einzusetzen?

Als Tochter des Bürgermeisters Robert Scholl und seiner Frau, der ehemaligen Diakonissenschwester Magdalene Müller, wurde Sophie am 9. Mai 1921 in Forchtenberg am Kocher geboren. Gemeinsam mit ihren vier Geschwistern verbrachte sie in diesem von Weinbergen und Wäldern umgebenen idyllischen Örtchen eine wohlbehütete Kindheit. Liberales, auf Fortschritt und Veränderung ausgerichtetes Gedankengut prägte ihr Elternhaus. Als Sophies Vater im Jahre 1930 abgewählt wurde, zog die Familie zunächst nach Ludwigsburg, zwei Jahre später erfolgte der Umzug nach Ulm, wo sich Robert Scholl als Steuer- und Wirtschaftsberater selbstständig machte.

Sophie war ein stiller, sportlicher, fast jugendhafter Typ. Von früher Kindheit an zeigte sie ein ausgeprägtes Empfinden für Gerechtigkeit. Sie schrieb viel – Tagebücher, Briefe an Freunde und Bekannte, kurze Geschichten – und besaß eine große musikalische und zeichnerische Begabung. Die Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933 wurde von Robert Scholl als Bedrohung empfunden. Seine Kinder jedoch ließen sich bald von den Reden über Vaterland, Kameradschaft, Volksgemeinschaft und Heimatliebe begeistern und traten nach und nach der Hitlerjugend bzw. ihren Untergliederungen bei.

Nach seiner Teilnahme am Parteitag der NSDAP in Nürnberg im Jahre 1936 sagte sich Hans Scholl von der Hitlerjugend los. Bestärkt durch die Eltern gewann die *Deutsche Jugendschaft vom 1.11.*, ein später Ableger der bündischen Jugend, für ihn und seine Geschwister immer mehr an Bedeutung. Diese von den Nationalsozialisten verbotene Jugendorganisation vermittelte keine deutschnationale, sondern eine offene, kosmopolitische Lebensweise. Man beschäftigte sich mit Lyrik, Philosophie, Theater, sang, komponierte und zog per Autostop mit dem Zelt nach Schweden, Finnland oder Sizilien. Wegen ihrer „bündischen Umtriebe“ wurden die Geschwister Scholl im November 1937 erstmals verhaftet. Sowohl Hans als auch Sophie empfanden ihre Verhaftung als Auszeichnung. Während der Schock der Verhaftung Hans innerlich endgültig mit dem NS-Staat brechen ließ, erlangte Sophie nur langsam eine Abneigung gegen ihn. Wann auch sie letztendlich mit ihm brach, ist rückblickend nicht genau festzustellen. Der Ausbruch des Krieges, die Ausgrenzung von Juden und Andersdenkenden sowie die Eindrücke, die sie später während ihres Arbeits- und Kriegshilfsdienstes gewann, halfen ihr wohl dabei.

Im März 1940 bestand Sophie die Reifeprüfung. Um einer Tätigkeit beim Reichsarbeitsdienst (RAD) zu entgehen, meldete sie sich beim Fröbel-Seminar für Kindergärtnerinnen in Ulm an und legte dort im März 1941 ihr Examen ab. Trotzdem ließ sich der RAD nicht umgehen; sie absolvierte ihn schließlich in einem Lager in Krauchenwies bei Sigmaringen an der oberen Donau. Ab

Oktober 1941 folgten sechs Monate Kriegshilfsdienst in einem Kinderhort in Blumberg nahe der schweizerischen Grenze, bevor sie im Mai 1942 endlich ihr Studium der Biologie und Philosophie in München aufnehmen konnte. Dort traf sie auf ihren Bruder Hans, der Medizin studierte.

In Hans' und Sophies Freundeskreis wuchs die Überzeugung, dass man etwas gegen den NS-Staat unternehmen müsse. Berichte von Massendeportationen und -erschießungen ließen die Studenten aufhorchen. In den folgenden Monaten verfassten und verbreiteten sie insgesamt sechs Flugblattfolgen. In ihnen riefen sie in der leidenschaftlichen Sprache der Empörung zum Widerstand gegen das Hitler-Regime auf. Den Kern der *Weißten Rose* bildeten neben den Geschwistern Scholl Christoph Probst, Alexander Schmorell, Willi Graf und Professor Dr. Kurt Huber. Im Juli 1942 wurden Hans und seine Freunde nach Rußland abkommandiert. Sophie musste ab Anfang August 1942 acht Wochen lang in einer Rüstungsfabrik arbeiten. Als sich die Geschwister und Freunde im Oktober 1942 in München wiedertrafen, waren sie bestärker denn je, den Widerstand fortzusetzen.

Nach der Niederlage von Stalingrad am 3. Februar 1943 keimte die Hoffnung auf einen baldigen Sturz Hitlers auf. Schnell verfassten die Mitglieder der *Weißten Rose* ein weiteres Flugblatt, das Sophie und Hans Scholl am 18. Februar 1943 eigenhändig in der Münchner Universität verteilten. Es sollte ihr letztes sein. Der Hausdiener Jakob Schmidt erappte sie beim Auslegen der Flugblätter auf den Treppen der Universität, hielt sie fest und alarmierte die Gestapo. Die Verhöre dauerten vier Tage. Um die Freunde zu entlasten, übernahmen Sophie und Hans Scholl schließlich die volle Verantwortung. Bereits vier Tage nach ihrer Verhaftung wurde ihnen vor dem Volksgerichtshof der Prozess gemacht. Das Urteil lautete: Todesstrafe. Binnen weniger Stunden wurde es vollstreckt.

Sophie und Hans Scholl hofften, dass ihr Todesurteil „Wellen schlagen“ würde. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, denn ihr Tod konnte die Verbrechen des Hitler-Regimes nicht aufhalten.

Dennoch haben sie durch couragiertes Handeln ein Zeichen setzen können. Dass wir uns heute, mehr als fünfzig Jahre nach ihrem Tod, an sie erinnern, beweist ihre Größe.

**(Michaela Elsner)**

## Elisabeth Selbert (1896 - 1986)

**„Männer und Frauen sind gleichberechtigt“, so steht es in Art. 3 Abs. 2 des Grundgesetzes. Dieser uneingeschränkte Gleichberechtigungsgrundsatz trat mit Verkündung des Grundgesetzes am 23. Mai 1949 in Kraft. Ausgearbeitet wurde die neue Verfassung vom Parlamentarischen Rat, dem 65 Männer verschiedener Parteien, aber nur 4 Frauen angehörten. Jene 4 Frauen, die an der Ausarbeitung des Grundgesetzes mitarbeiteten, nennt man auch die „Mütter des Grundgesetzes“. Eine von ihnen war Elisabeth Selbert, die maßgeblich dazu beitrug, dass der Gleichberechtigungsgrundsatz in seiner heutigen Form Aufnahme im Grundgesetz fand.**

Elisabeth Selbert geb. Rohde, wurde am 22. September 1896 als zweite von vier Töchtern der Eltern Elisabeth und Georg Rohde geboren. Alle vier Töchter erhielten eine solide schulische und berufliche Ausbildung, was für die Aufgeschlossenheit des Elternhauses sprach, da eine gute Ausbildung für Mädchen und Frauen damals noch keine Selbstverständlichkeit war. Elisabeth konnte sich so weit qualifizieren, dass sie vorerst in einer großen Kasseler Import-Export-Firma und später im Telegraphendienst eine Anstellung fand.

1918 lernte sie ihren späteren Ehemann Adam Selbert, von Beruf Drucker und später sozialdemokratischer Kommunalbeamter, kennen. Noch im selben Jahr trat sie in die SPD ein. 1920 heiratete sie. Schon 1921 war sie Delegierte auf einem SPD-Parteitag in Kassel und nahm an der SPD-Reichsfrauenkonferenz teil. 1926 legte Elisabeth Selbert als 30-jährige Mutter zweier Söhne das Abitur als Externe ab und begann unmittelbar danach mit dem Studium der Rechtswissenschaften an den Universitäten Marburg und Göttingen. Innerhalb von nur 3 Jahren legte sie ihr Erstes Staatsexamen ab und promovierte kurze Zeit später.

1933 wurde ihr Mann aus politischen Gründen von den Nationalsozialisten aus dem Staatsdienst entlassen. Glücklicherweise legte Elisabeth Selbert 1934 ihr Zweites Staatsexamen ab und erhielt tatsächlich Ende 1934 als eine der letzten Frauen die Zulassung als Rechtsanwältin. Nur einen Monat später sollte dies keiner Frau mehr gelingen, da die Nationalsozialisten Anfang 1935 die Zulassung von Frauen zur Anwaltschaft verboten.

Elisabeth Selbert war nun für die nächsten 11 Jahre, das heißt bis zum Ende der nationalsozialistischen Herrschaft, Alleinernährerin ihrer Familie. Sie eröffnete eine Kanzlei in Kassel und beschäftigte sich inhaltlich hauptsächlich mit unpolitischen familienrechtlichen Auseinandersetzungen, wobei sie von den Nationalsozialisten relativ unbehelligt blieb. Als praktizierende Rechtsanwältin erkannte Elisabeth Selbert, wie sehr Frauen durch das damals geltende Familien- und Scheidungsrecht benachteiligt waren. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung setzte sie sich später bei ihrer verfassunggebenden Arbeit im Parlamentarischen Rat mit aller Vehemenz für einen neuen Gleichberechtigungsgrundsatz ein.

Ursprünglich sollte in das neue Grundgesetz die aus der Weimarer Verfassung stammende Formulierung *Männer und Frauen haben die gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten* aufgenommen werden. Dies hätte zur Folge gehabt, dass die im öffentlichen und vor allem im privaten Bereich festgeschriebene Vorherrschaft der Männer fortbestanden hätte und das Familienrecht unberührt geblieben wäre.

Nach § 1354 BGB konnten Ehemänner ohne Zustimmung der Frau über deren Vermögen verfügen, was sich besonders bei Scheidungen tragisch auf die Frauen auswirkte. Ehefrauen hatten den Haushalt zu führen und mussten zusätzlich außerhäusliche Arbeit verrichten, wenn der Mann oder die finanzielle Situation es verlangten. Wollte die Frau jedoch aus eigenem Wunsch einer Berufstätigkeit nachgehen, bedurfte es nach § 1358 BGB der Zustimmung des Mannes.

Ohne den Widerstand Elisabeth Selberts und der anderen „Mütter des Grundgesetzes“ hätte sich an dieser Rechtslage nichts geän-



dert. Sie forderten im Parlamentarischen Rat die Aufnahme der Formulierung: *Männer und Frauen sind gleichberechtigt*. Es kam zu erbitterten Auseinandersetzungen und die neue Formulierung wurde im ersten Durchgang abgelehnt. Zusammen mit Juristinnen, Gewerkschafterinnen und Journalistinnen alarmierte Elisabeth Selbert Frauenorganisationen und weibliche Abgeordnete, worauf es zu einer großen Protestwelle seitens der weiblichen Öffentlichkeit kam. Aufgrund dieses öffentlichen Drucks entschlossen sich die Männer im Parlamentarischen Rat dann doch noch, die neue Formulierung in das Grundgesetz aufzunehmen, das am 23. Mai 1949 in Kraft trat. Damit war die Gleichberechtigung der Frauen in der Verfassung verankert.

Nach der Arbeit im Parlamentarischen Rat gehörte Elisabeth Selbert noch 10 Jahre dem Parteivorstand der SPD und 12 Jahre dem hessischen Landtag an. Ein Bundestagsmandat lehnte sie mehrmals ab und legte 1958 alle politischen Ämter nieder. In den darauffolgenden Jahren wurden ihr zahlreiche Ehrungen zuteil; darunter die Ehrenbürgerschaft der Stadt Kassel. Elisabeth Selbert starb am 9. Juni 1986 im Alter von 90 Jahren in Kassel.

**(Stella Matsoukas)**

## **Annemarie Stadelmann (1906 - 1986)**

Annemarie Stadelmann geb. Camerer wurde 1906 in Wertheim am Main als Tochter eines Pfarrers geboren. Nach dem Abitur studierte sie in Leipzig Musik bei dem Organisten Karl Staube. In dieser Zeit lernte sie ihren Mann, Johannes Stadelmann, kennen. 1939 ging sie mit ihm nach Budapest, wo er eine Stelle als Organist angenommen hatte. Dort lebte die Familie mit den drei Kindern bis 1945. Bei Kriegsende wurden sie als Reichsdeutsche in einem Lager interniert, bis sie 1950 nach Marburg übersiedeln konnten.

Hier war Annemarie Stadelmann zwei Jahre lang Organistin in der Elisabethkirche. Sie wirkte im Überparteilichen Frauenverband mit, über den sie zum Wahlblock Marburg kam; einer konservativ ausgerichteten, politischen Bürgervereinigung. Als Mitglied des Wahlblocks wurde Annemarie Stadelmann 1956 in die Stadtverordnetenversammlung gewählt, der sie bis 1970 angehörte. Von 1970 bis 1972 war sie ehrenamtliche Stadträtin im Magistrat. Ihr erklärtes Ziel bei ihrer politischen Tätigkeit war es, jenseits von Parteipolitik für „den Menschen von nebenan“ Kommunalpolitik zu betreiben. Mit dem Wahlblock trat sie 1973 als Stadtverordnete der CDU bei, für die sie ab 1974 als ehrenamtliche Stadträtin in den Magistrat entsandt wurde.

Bei der langjährigen und engagierten kommunalpolitischen Tätigkeit blieben die Auszeichnungen nicht aus: 1977 erhielt Annemarie Stadelmann das Bundesverdienstkreuz und 1981 die Freiherr-vom-Stein-Plakette. Außerdem wurden ihr der Ehrenbrief des Landes Hessen und die Ehrennadel der Stadt Marburg verliehen. Ihr kommunalpolitisches Interesse galt insbesondere dem Bauwesen, der Schulpolitik und speziell der Kulturpolitik. Sie war Mitglied der Kulturdeputation, des Jugendwohlfahrtsausschusses und der Stadtschuldeputation. Auch dem Beirat der Volkshochschulen gehörte sie an. Als Schöffin war sie bei der Strafkammer des Landgerichts Marburg-Biedenkopf tätig.

In diesen vielfältigen Aufgabenbereichen hob sie sich durch

„Energie, Bestimmtheit und Freundlichkeit“ hervor. Ihr Motto war, wie sie selber sagte: „Unbequem ist gar nicht so übel“, denn schließlich wusste sie, dass man es sich und anderen nicht leicht machen sollte, wenn es um optimale Leistungen und Lösungen ging – vor allem in der Kommunalpolitik. Annemarie Stadelmann war bei ihren politischen Freunden und Gegnern wegen ihrer unbeirrbareren Haltung, Hartnäckigkeit und ihres unermüdlichen Einsatzes geachtet.

## **Edith Stein (1891 - 1942)**

**Das große Gelände der ehemaligen Tannenberg-Kaserne, die in der NS Zeit errichtet wurde, ist heute ein Teil des neuen Stadtwaldviertels. Die dort neu angelegten Straßen wurden nach Personen benannt, die ihr Leben im Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur riskierten und/oder ihre Opfer wurden. Eine dieser Straßen trägt den Namen der Philosophin und späteren Ordensschwester Edith Stein, die aufgrund ihrer jüdischen Herkunft im August 1942 in Auschwitz vergast wurde.**

Edith Stein wurde am 12. Oktober 1891 in Breslau geboren. Sie war das jüngste von 11 Kindern, von denen vier schon sehr früh starben. Sie wuchs in einem jüdisch traditionellen Haushalt auf, in dem Religion und der Vollzug der jüdischen Bräuche einen hohen Stellenwert hatten. Ihre Mutter, so berichtet Edith Stein in ihrer Autobiographie, bezeichnete sich selbst als gläubige Jüdin und deutsche Patriotin.

Als Edith Stein zwei Jahre alt war, starb ihr Vater Siegfried unerwartet an einem Herzinfarkt. Ihre Mutter Auguste beschloss den Holzhandel des Verstorbenen weiterzuführen. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten gelang ihr nicht nur eine Konsolidierung des Geschäfts, sondern sogar das Kunststück, die Mehrzahl der Kinder weiterführende Schulen besuchen zu lassen. Von dieser Haltung der Mutter profitierte später auch Edith. Obwohl sie eine begabte und eifrige Schülerin war, verließ sie bereits 1906 nach neun Jahren Schulzeit die Schule, um sich den sie beschäftigenden weltanschaulichen Fragen zu stellen. Sie ging zu ihrer Schwester nach Hamburg, wo sie sich ihren eigenen Interessen besser widmen konnte.

Dort überwand sie ihre Lebenskrise, was auf religiösem Gebiet eine Entscheidung für den Atheismus bedeutete, auf beruflichem eine Entscheidung für die Universität. Daher besuchte Edith die

Oberstufe des Gymnasiums und beendete 1911 ihre Schulzeit mit der Abiturprüfung.

Die ersten Semester studierte Edith Stein in Breslau Psychologie, Philosophie, Germanistik und Geschichte. Politisch engagierte sie sich für eine weitergehende Gleichberechtigung von Frauen und kämpfte insbesondere für ein allgemeines Frauenwahlrecht. Nach vier Semestern verließ sie Breslau, um sich in Göttingen dem Husserlschen Schülerkreis, der unter anderem aus Adolf Reinach, Hedwig Martius und Max Scheler bestand, anzuschließen. 1915 beendete sie hier ihr Studium mit dem Staatsexamen und begann ihre Promotion bei Husserl mit dem Thema *Das Einfühlungsproblem in seiner historischen Entwicklung und in phänomenologischer Betrachtung*. Diese schloss sie am 3. August 1916 ab.

Aufgrund ihrer philosophischen Begabung bot Husserl ihr zur redaktionellen Betreuung und Weiterführung des zweiten Bandes *Ideen* eine Stelle als Assistentin in Freiburg an. Edith Steins erste Freude über dieses Angebot blieb allerdings nicht ungetrübt, da Husserl ihr in Freiburg keine Möglichkeit zur Habilitation bot und ihr Habilitationsgesuch in Göttingen, wo es Frauen eigentlich noch nicht möglich war, sich zu habilitieren, nicht mit Nachdruck unterstützte. Somit stand Edith Stein vorerst vor dem Scheitern ihrer beruflichen Pläne.

Bereits während ihrer Zeit als Assistentin in Freiburg beschäftigte sie sich mit religiösen und mystischen Fragen. Ihr Fragen richtete sich nach Grund und Ziel alles Erfahrbaren, das ihrer Meinung nach nicht innerhalb seiner Grenzen angetroffen werden kann. Sie transzendierte Philosophie zur mystischen Erfahrung, ein Überstieg, der sich später in ihrem Weg von Thomas von Aquin zu Johannes vom Kreuz, einem mittelalterlichen Mystiker, wiederholen sollte. Die Beschäftigung mit religiösen und mystischen Themen und ihre Zuwendung zum Christentum fanden innerhalb ihres Göttinger Freundeskreises eine Entsprechung. Einige ihrer Freunde traten vom Judentum zum Christentum über. Am 1. Januar 1922 ließ sich Edith Stein ebenfalls taufen und wurde katholische Christin. Mit ihrer Konversion wollte sie aber nicht gänzlich

mit ihrer jüdischen Herkunft brechen, so dass sie besonders die jüdischen Wurzeln des Christentums betonte. Bereits in dieser Zeit beschloss sie, inspiriert von den Schriften der Teresa von Ávila, einer einflußreichen Karmelitin (1515 - 82), in den Karmel Orden einzutreten, um sich unter einer strengen Ordnung den Erfahrungen des Unbedingten hinzugeben.

Zwei Umstände verzögerten allerdings ihr Vorhaben um Jahre: zum einen die Rücksichtnahme auf ihre Mutter, für die die Konversion ihrer Tochter Unverständnis und Leid bedeutete, zum anderen Empfehlungen ihrer katholischen Freunde und Berater, unter anderem des Generalvikars Joseph Schwind und des Domvikars Günther Spulemann in Breslau, ihre wissenschaftlichen und pädagogischen Begabungen der Kirche nicht vorzuenthalten.

Somit nahm Edith Stein 1923 die ihr von Joseph Schwind vermittelte Stelle als Deutschlehrerin am Lehrerinnenseminar und an der Mädchenschule des Dominikanerinnen Klosters St. Magdalena in Speyer an. Dort lehrte sie bis 1931 und hinterließ aufgrund ihrer Persönlichkeit tiefe Eindrücke. Während sie nach innen ein bereits fast klösterliches Leben führte, war sie nach außen hin sehr aktiv. Philosophisch arbeitete sie an dem Konzept einer christlichen Philosophie, die sich in den Voraussetzungen des christlichen Glaubens gründete.

Zudem entfaltete sie in dieser Zeit ein aktives soziales Engagement und hielt Vorträge im katholischen Raum, unter anderem zur Bedeutung des Berufs sowie der Bildung von Frauen. Intention ihrer Vorträge war, anknüpfend an ihr emanzipatorisches Interesse während ihrer Studienzeit, den engen Horizont der katholischen Diskussion zu erweitern und dies vom Fundament einer soliden kirchlichen Position aus zu tun. So behandelten ihre Vorträge zwar die Neuerung des Ehedogmas, die Weitung oder zumindest die kritische Reflexion über die Ausweitung kirchlich geweihter Ämter auf Frauen.

Dem standen allerdings Engführungen auf Geschlechterrollen, die die Frauen in der Familie als dienende und dem Ehemann untergebene beschrieben, gegenüber.

Nach weiteren gescheiterten Habilitationsversuchen in Freiburg und in ihrer Heimatstadt Breslau folgte Edith Stein im Frühjahr 1932 einem Ruf an das Deutsche Institut für wissenschaftliche Pädagogik unter katholischer Leitung in Münster. Dort bestand ihre Aufgabe darin, Vorlesungen über christliche Erziehung und deren wissenschaftliche Grundlegung vor jungen Lehrerinnen und Lehrern zu halten. Bereits kurz nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler wurde sie Opfer der antisemitischen Politik der Nationalsozialisten und verlor im April 1933 aufgrund ihrer jüdischen Herkunft die Dozentur.

Nun, nach dem Zusammenbruch aller beruflichen Pläne und der Unmöglichkeit weiterhin in der Öffentlichkeit für die katholische Kirche zu arbeiten, beschloss sie 1933 den seit ihrer Konversion bestehenden Wunsch in den Karmel Orden einzutreten, zu verwirklichen. Sie trat am 15. Oktober 1933 dem Kölner Karmel bei. Als Karmelitin lebte sie von 1933 bis kurz vor ihrer Ermordung 1942. Für ihre Familie allerdings blieb dieser Schritt unverständlich. Man empfand ihn als ein Abwenden vom eigenen Volk in Zeiten größter Bedrängnis.

Edith Stein selbst war sich dieser Katastrophe, die auf die jüdische Bevölkerung zukommen sollte, bewusst. Dies äußerte sich unter anderem 1933 in ihrem Bemühen um eine Audienz bei Papst Pius XI., um eine päpstliche Enzyklika zugunsten der bedrohten Juden und Jüdinnen zu erreichen. Ihr Gesuch um eine Audienz wurde abgelehnt, sodass sie ihre Bitte in einem Brief nur schriftlich vortragen konnte.

Aufgrund ihrer außergewöhnlichen Begabung wurde sie nach der Beendigung ihrer Novizenzeit von dem Kölner Karmel Orden für weitere wissenschaftliche Arbeiten von einigen Ordensregeln ausgenommen. Hier entstand dann auch ihr Hauptwerk *Endliches und ewiges Sein. Versuch eines Aufstiegs zum Sinn des Seins*. Sie verknüpfte in ihm ihr phänomenologisches Denken mit dem des Thomas von Aquin und legte den Grund und Sinn allen Seins in die göttliche Offenbarung. Deshalb forderte sie auch eine Ergänzung der Philosophie durch die Theologie. Aus dem Kloster

heraus bemühte sie sich von 1937 bis 1939 um das Erscheinen ihres Werkes. Jedoch fand sich im nationalsozialistischen Deutschland kein Verleger. Aufgrund dessen erschien ihr Hauptwerk erstmals 1950 als Band 2 der Werkausgabe.

Nach der Reichspogromnacht im November 1938 wuchs ihre akute Gefährdung in Köln, sodass sie in den niederländischen Karmel Orden in Echt übersiedeln musste. Endgültig hinausgedrängt aus der Welt – aber ohne die Verantwortung für diese zu verlieren – widmete sie sich in ihrer letzten Zeit im Kloster mehr und mehr der Mystik. Dies geschah sowohl bezüglich ihrer spirituellen Erfahrungen als auch ihres theologischen Denkens.

1940 fielen die deutschen Truppen in den Niederlanden ein; am 2. August 1942 wurden alle Katholiken jüdischer Herkunft in den Niederlanden verhaftet. Unter ihnen ist auch Edith Stein. Alle vorherigen Versuche, sie in einem Schweizer Karmel Orden unterzubringen, scheiterten an der Verweigerung einer Ausreiseerlaubnis durch die Behörden. Mit anderen Verhafteten wurde sie in das Sammellager Westerbork gebracht. Berichten zufolge schien sie ruhig und gelassen, Verzweifelten und Hilflosen Trost zusprechend.

Am 7. August 1942 befand sich Edith Stein in einem Sammeltransport in Richtung Auschwitz. Dort wurde sie – nach allem, was man weiß – zwei Tage später vergast.

**(Judith Gärtner)**



## Eva Steinschneider (1899 - 1968)

Am 11. August 1899 wurde Eva Hillmann in Hamburg als Tochter eines evangelischen Theologen geboren, der – wegen seiner sozialistischen Einstellung von seinem Pfarramt suspendiert – schon bald ins Lehramt wechselte. Ab 1908 lebte die siebenköpfige Familie nach mehreren Zwischenstationen, unter anderem auch in Marburg, in Frankfurt/Main. Die älteste Schwester Eva Steinschneiders, Dorothea Hillmann (1893-1973), blieb Marburg später treu. Sie war von 1948 bis 1961 Direktorin der seinerzeit noch in der Universitätsstraße gelegenen Elisabethschule.

Als Gymnasiastin gehörte Eva Hillmann der Wandervogel-Bewegung an und lernte dort in der Zeit des Ersten Weltkrieges ihren ersten Mann, Adolf Reichwein (1898 - 1944), kennen. Wegen ihrer Verlobung mit Reichwein weigerte sich ihr Vater, das angestrebte Medizinstudium zu finanzieren. Deshalb besuchte sie das Lehrerinnen-Seminar in Frankfurt und machte einen Abschluss als Volksschullehrerin, hatte aber niemals unterrichtet. Nach ihrer Heirat mit Reichwein im August 1920 zogen beide in einer kleinen Studentenwohnung Am Grün 10 in Marburg zusammen. Hier unterstützte sie die sozial- und bildungspolitischen Aktivitäten ihres Mannes. 1923 ging sie mit ihm nach Jena, wo Reichwein als Volkshochschulleiter tätig war. Als ihr gemeinsamer zweijähriger Sohn Gert im September 1925 durch einen tragischen Unglücksfall ums Leben kam, spitzte sich die bereits bestehende Ehekrise zu. 1926 trennten sich Eva und Adolf Reichwein, die Ehe wurde 1927 geschieden. Der bekannte Reformpädagoge Adolf Reichwein, nach dem in Marburg unter anderem eine große Berufsschule benannt ist, wurde im Oktober 1944 als Mitglied der Widerstandsgruppe *Kreisauer Kreis* von den Nazis ermordet.

Eva Reichwein fand eine Stelle als Sekretärin bei ihrem späteren zweiten Mann, dem jüdischen Rechtsanwalt Adolf Steinschneider (geb. 1894) in Frankfurt/Main. Dieser ist war in ganz Deutschland

bekannter Strafverteidiger, der 1918 dem Spartakusbund angehört hatte und dann der KPD-Opposition (KPO) nahe stand. Als Anwalt des linken politischen Spektrums (*Rote Hilfe Deutschland* u. ä.) führte er vor 1933 viele Prozesse gegen Nazis. Auf seine Anregung hin begann Eva um 1930 ein Jura-Studium, wurde aber im Juli 1933 – kurz vor dem Examen – wegen ihrer KPO-Mitgliedschaft als eine der ersten StudentInnen von der Universität Frankfurt relegiert. Bereits 1927 hatten Eva Reichwein und Adolf Steinschneider eine gemeinsame Tochter, Marie-Luise, bekommen; heiraten wollten sie als das Mädchen zur Schule kam – zu spät: Steinschneider musste in der ersten Stunde der „Macht-ergreifung“ fliehen.

Im Sommer 1933 folgte ihm Eva mit dem Kind in die Schweiz. Dort erfuhr sie, dass sie von einem verhafteten ehemaligen Genossen der Mittäterschaft beim Abfassen eines Flugblattes gegen die Nazis beschuldigt wurde und ihre Eltern, Schwester und Schwager in Geiselhaft waren. Sie kehrte ohne Kind nach Deutschland zurück, um die Freilassung ihrer Familie zu erreichen. In einem Prozess in Kassel wurde sie zu 6 Monaten Haft verurteilt. Nach ihrer Entlassung holte sie ihre Tochter aus der Schweiz und wohnte mit dieser in Frankfurt bei ihren Eltern. 1938 ging sie auf Drängen Adolf Steinschneiders zusammen mit dem Kind erneut in die Emigration; dieses Mal nach Paris, wo Steinschneider nach seiner Ausweisung aus der Schweiz 1935 hingezogen war. Die Familie lebte dort in größter Armut. Während des Krieges floh sie weiter nach Bellac in Südfrankreich, wo Eva und Adolf Steinschneider im Januar 1942 heirateten. Im Juni 1944, einen Monat vor der Befreiung, wurde Steinschneider dort von Angehörigen der SS-Kompanie *Das Reich*, die kurz zuvor das Massaker in Oradour s/Glane angerichtet hatten, auf offener Straße erschlagen.

Eva Steinschneider zog 1945 mit ihrer Tochter wieder nach Paris, wo sie Rudolf Leonhard, Kommunist, Schriftsteller und Mitbegründer des *Deutschen Demokratischen Kulturbundes*, kennenlernte. Er überzeugte sie von der Notwendigkeit, nach Deutschland zurückzukehren und im Rahmen der KPD für den Wieder-

aufbau zu arbeiten. 1947 gelang ihr die Rückkehr nach Frankfurt, wo sie als Antifaschistin mit offenen Armen empfangen wurde. Für mehrere Jahre wurde sie ins Stadtparlament gewählt und war dort vor allem im Kultur- und sozialpolitischen Ausschuss tätig. Auch nach dem Verbot der KPD blieb sie politisch, vor allem frauenpolitisch, aktiv und begründet eine der ersten unabhängigen linken Regionalzeitungen, den *Frankfurter Boten*. In der ersten Ausgabe ihrer Zeitung schreibt Eva Steinschneider 1958:

„Diese kleine Zeitung soll dem Frieden dienen, indem sie die Menschen einander näherbringt und versucht, die Wahrheit zu erkennen. Sie soll das Denken und Handeln ihrer Leser in dem Sinne anregen, dass sie sich nicht mit Schlagworten vernebeln lassen, mit denen schon die Herren des ‚Tausendjährigen‘ Reiches Deutschland zugrunde richteten. Wir wollen gemeinsam überlegen, was dem Menschen, der von seiner eigenen friedlichen Arbeit lebt, dient und was ihm schadet“.

Am 27. Dezember 1968 starb Eva Steinschneider. An ihrer Beerdigung nahmen Hunderte von Menschen teil. Das Frankfurter Stadtparlament gedenkt ihrer mit keinem Wort.

**(Dr. Ullrich Amlung/Marburg, Erziehungswissenschaftler TU Dresden)**

## Elisabeth von Thadden (1890 - 1944)

**"Wir wollten barmherzige Samariter sein".**

**Unter den fast zwölftausend staatlich Verurteilten und Hingerichteten der Hitlerzeit befanden sich fast elfhundert Frauen. Die protestantische Pädagogin und Gegnerin des Nationalsozialismus, Elisabeth von Thadden, war eine von ihnen. Nach ihr wurde im neuen Marburger Stadtwaldviertel eine Straße benannt.**

Elisabeth von Thadden wurde am 29. Juli 1890 im ostpreußischen Mohrungen als Tochter des Landrates Adolf von Thadden und seiner Frau Ehrengard geboren und wuchs als Älteste von fünf Kindern auf dem pommerschen Familiengut Trieglaff auf. Sie erhielt die in adligen Kreisen übliche zweisprachige Erziehung – höhere Schulbildung für Mädchen war damals nicht üblich.

Als Elisabeth von Thadden 18 Jahre war, starb ihre Mutter. Nach einem Ausbildungsjahr in ländlicher Hauswirtschaft führte die kaum Zwanzigjährige ab 1910 den weitverzweigten Gutshaushalt, der annähernd vierzig Personen umfasste. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der von der Familie mit Beklommenheit erlebt wurde, bewies sie zum ersten Mal ihr ausgeprägtes soziales Engagement, das bestimmend werden sollte für ihr späteres berufliches und privates Leben. Zusammen mit dem Berliner Theologen und Sozialpädagogen Friedrich Siegmund-Schultze beteiligte sie sich an der Aktion *Stadtkinder aufs Land*, die hunderttausenden von Kindern eine Erholung in ländlicher Umgebung ermöglichte. Ab 1916 hielt Siegmund-Schultze auf Einladung Elisabeth von Thaddens auf Schloss Trieglaff wiederholt Vorträge über die Ziele der Sozialdemokratie. Im Frühsommer 1918 organisierte von Thadden die erste *Trieglaffer Konferenz*, auf der man sich in Vorträgen und Diskussionen mit sittlich-sozialen Fragen (Arbeiterfrage; Frauenfrage; Jugendhilfe) auseinandersetzte. Zu den Teilnehmern gehören neben Reichstagsabgeordneten und Wissenschaftlern auch Frauenrechtlerinnen wie Alice Salomon.

1921 heiratet ihr Vater ein zweites Mal, und Elisabeth von Thadden siedelt nach Berlin über, wo sie mit 31 Jahren eine Kurzausbildung an der Sozialschule von Alice Salomon absolviert. In den nächsten Jahren ist sie im Leitungsgremium der Kindererholungsstätte Heuberg in der Schwäbischen Alb und in der Schlossschule Salem als Pädagogin tätig. 1926 gründet Elisabeth von Thadden zusammen mit ihrer jüngsten Schwester Ehrengard ein Mädcheninternat in Schloss Wieblingen bei Heidelberg, das sie erfolgreich durch die folgenden wirtschaftlich schwierigen Jahre führt. Die Erziehung ihrer Schülerinnen zu Eigenständigkeit auch außerhalb der Ehe und die Überwindung von sozialen Gegensätzen sind ihr eine Herzensangelegenheit.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 beginnen für Elisabeth von Thadden schwere Jahre. Immer wieder muss sie sich mit Denunziationen seitens der Schüler-, Eltern- und Nachbarschaft auseinandersetzen. 1941 entzieht ihr schließlich das badische Unterrichtsministerium die Genehmigung zur Leitung der Schule, *"die keine ausreichende Gewähr für eine nationalsozialistisch ausgerichtete Erziehung der Jugend bietet."* Elisabeth von Thadden zieht zurück nach Berlin. Dort arbeitet sie beim Roten Kreuz im Referat der Studienhilfe für deutsche Kriegsgefangene und wird später für die Betreuung von Soldatenheimen in Frankreich eingesetzt. Sie wohnt in der Carmer Str. 12 im Haus von Anna von Giercke, durch die sie Zugang zu christlich-oppositionellen Kreisen findet. Jeden Mittwoch treffen sich in der Wohnung von Gierckes Gegner des Nationalsozialismus zu Vorträgen und zum gemeinsamen Bibelstudium. Zu den Teilnehmern gehören neben anderen Hellmuth Gollwitzer, Martin Niemöller, Theodor Heuss und Agnes von Zahn-Harnack.

Am 10. September 1943 feiert man in der Carmer Straße den Geburtstag von Elisabeth von Thaddens jüngerer Schwester Agnes-Marie mit einer Teegesellschaft. Hier erörtert man unter anderem die Möglichkeit eines Staatsstreichs und plant die Organisation eines sozialen Hilfswerks für das erwartete Nachkriegselend. An der Gesellschaft nimmt auch ein dem Kreis bis dahin unbekannter junger Arzt teil, dem Elisabeth von Thadden eine

Nachricht an ihren inzwischen in die Schweiz emigrierten Freund Siegmund-Schultze übergibt. Der junge Mann erweist sich als Gestapospitzel.

Im Dezember 1943 und Januar 1944 werden sämtliche Teilnehmer der Teegesellschaft verhaftet: Elisabeth von Thadden, Hanna Solf, Otto Kiep, Hilger Scherpenberg, Irmgard Zarden und Fanny von Kurowsky. Elisabeth von Thadden wird nach vier Wochen Haft in Oranienburg in den Strafbunker des KZ Ravensbrück überführt und täglichen Verhören über ihre Kontakte zur Bekennenden Kirche und zur Weltfriedensbewegung unterzogen. Im Juni 1944 wird der Fall vor dem Volksgerichtshof unter Leitung von Roland Freisler verhandelt, wobei Elisabeth von Thadden ein Pflichtverteidiger zugewiesen wird. Sie wird wegen angeblichen Landesverrats und Wehrkraftbeeinträchtigung zum Tode verurteilt. Zehn Wochen lang wartet sie - 23 Stunden am Tag mit Handschellen gefesselt - in der Berliner Vollzugsanstalt Barnimstraße auf ihre Hinrichtung. Dem Gefängnispfarrer teilt sie kurz vor ihrem Tod am 8. September mit: *"Wir wollten soziale Hilfe leisten in dem Augenblick, wo diese Hilfe nottat. Wir wollten barmherzige Samariter sein, aber nichts Politisches."*

**(Kathrin Renken)**

## Margarete Treviranus (1906 - 1985)

**Vorsitzende des Überparteilichen Frauenverbandes in Marburg, Vorstandsmitglied des Deutschen Frauenrings, Mitarbeiterin bei Unicef Marburg und Vorsitzende der Organisation Marburger Frauenverbände - schon diese Aufzählung belegt das große Engagement von Frau Dr. Margarete Treviranus für die Belange der Frauen.**

Geboren am 27. Juli 1906 als Tochter der Eheleute Reissert, erhielt sie bis zu ihrem dreizehnten Lebensjahr Unterricht im elterlichen Haus. Danach besuchte sie das städtische Lyzeum, wechselte mit sechzehn Jahren über in die Handelsschule und trat im Mai 1925 eine Stelle als Volontärin in der Deutschen Blindenstudienanstalt Marburg an. Nach Beendigung ihrer Lehrzeit im März 1926 wurde sie Sekretärin bei Professor Richard Hamann im Kunstgeschichtlichen Institut der Philipps-Universität Marburg. Sie unterbrach ihre Tätigkeit für ein Jahr, um ihren schwerkranken Vater zu Hause zu pflegen.

Im Oktober 1928 zog Margarete Reissert nach Berlin und schloss dort im März 1929 eine Prüfung "für Gutssekretärinnen und Gehilfinnen in Gemeindevorstehergeschäften" ab. Anschließend besuchte sie verschiedene Schulen in Berlin und Marburg. Pfingsten 1931 heiratete sie den Oberleutnant a.D. Alexander Treviranus; die Ehe wurde im folgenden Jahr geschieden. Danach absolvierte sie in Marburg und Bonn ein volkswirtschaftliches Studium, das sie an der Philipps-Universität im April 1935 mit der Diplomprüfung für Volkswirte abschloss. Mit einer Doktorarbeit über "Die Kapitalzinstheorie Joseph Schumpeters" erlangte sie am 25. November 1937 die Doktorwürde der wirtschaftlichen Staatswissenschaften der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Philipps-Universität.

In der Folgezeit - 1937 bis zum Ende der NS-Diktatur am 8. Mai 1945 - war es Margarete Treviranus durch die Rassengesetze der

nationalsozialistischen Terrorherrschaft unmöglich, eine Stellung zu bekommen, denn sie war Halbjüdin. Sie verbrachte diese Jahre zu Hause bei ihren Eltern, mit denen sie in ständiger Angst vor Verfolgung lebte. Denn obwohl ihre jüdische Mutter unter dem Schutz des "arischen" Ehemanns stand und den gelben Davidstern nicht zu tragen brauchte, war sie doch nie sicher vor Anfeindungen und der Gefahr, doch noch in ein Konzentrationslager verschleppt zu werden.

Unmittelbar nach Kriegsende, das in Marburg schon Ende März 1945 eintrat, gehörte Dr. Margarete Treviranus zu jener Gruppe demokratisch gesinnter Marburgerinnen und Marburger, die unbelastet ihre ganze Kraft für den Neuanfang einsetzten. Über 20 Jahre - bis Juli 1966 - leitete sie das Statistische Amt der Stadt Marburg. Daneben engagierte sie sich vielfältig. So richtete sie unter anderem einen Altnachmittag für die ältere Bevölkerung der Stadt ein, ein "Haus der offenen Tür", wo sich jeder zu allen möglichen Fragen informieren und beraten lassen konnte. In ihrer beruflichen Tätigkeit fand Dr. Treviranus persönlich und fachlich sowohl in der Praxis als auch in der Wissenschaft große Anerkennung. Sie war Mitglied im Verband Deutscher Städtestatistiker und nahm regelmäßig an den Mitgliederversammlungen und statistischen Wochen teil. Einer Berufung an das Statistische Bundesamt in Wiesbaden folgte sie nicht, weil sie ihre alte Mutter, die nicht aus Marburg fortgegangen wäre, nicht verlassen wollte.

*"Neben Freude an Politik und Literatur und einem großen Freundes- und Bekanntenkreis liebte sie heiß und innig ihren kleinen hellblauen VW, 'Klümpchen' genannt, mit dem sie kühn, aber wohlbehalten nicht nur durch Marburg und Umgebung, sondern mutig durch ganz Deutschland fuhr, öfters mit tapferen Mitfahrerinnen. Sie war eine überaus kluge und lebenswürdige Persönlichkeit."*

So beschreiben sie ihre beiden engen Freundinnen Margarete Scheffer und Britta von Zezschwitz, die beide diese biographische Skizze angeregt haben.



Margarete Treviranus starb am 29. Juli 1985. Sie wurde in der elterlichen Grabstätte auf dem städtischen Hauptfriedhof beigesetzt.

**(Ursula von Grunelius)**

## **Mathilde Vaerting (1884 - 1977)**

**Im Jahre 1923 erhielten die beiden ersten Frauen in Deutschland einen Lehrstuhl, das heißt die Berechtigung in einem Fach als Professorin tätig zu sein. Die eine Professur ging an Margarethe von Wrangell für das Fach Botanik und die andere an Mathilde Vaerting. Sie wurde zur Ordentlichen Professorin für Pädagogik in Jena ernannt und war somit die erste Professorin im Fach Pädagogik in Deutschland. Ihre wichtigsten Studien drehten sich um reformpädagogische sowie um psychologische und soziologische Themen. Nach dem Zweiten Weltkrieg widmete Mathilde Vaerting sich vorwiegend staatssoziologischen Untersuchungen und gründete 1945 das Institut für Staatssoziologie in Marburg. Von 1953 bis 1971 gab sie zusammen mit Edwin Elmerich die "Zeitschrift für Staatssoziologie" heraus.**

Mathilde Vaerting wurde am 10. Januar 1884 in Messingen/Emsland auf einem Bauernhof als fünftes von zehn Kindern geboren. Ihre Eltern, Mathilde Vaerting geb. Siering, und Johannes Vaerting, waren wohlhabend und ließen ihre Tochter zunächst durch eine Hauslehrerin unterrichten. Danach besuchte Mathilde Vaerting die Höhere Mädchenschule in Köln. Über den Besuch eines Lehrerinnenseminars (zur damaligen Zeit die einzige Möglichkeit für Frauen, eine höhere Ausbildung anzustreben) eröffnete sich für sie der Eintritt in die akademische Laufbahn. 1903 legte sie in Münster die Lehrerinnenprüfung ab und war in den folgenden Jahren als Lehrerin tätig. 1907 entschloss sie sich zu einem Universitätsstudium und legte dafür als Externe des Wetzlarer Gymnasiums die Reifeprüfung ab.

Mathilde Vaerting wechselte mehrfach den Studienort und kam so auch an die Philipps-Universität in Marburg. Hier wohnte sie zusammen mit ihrer Schwester Marie in einer bescheidenen Unterkunft in der Hofstatt 23 und nahm an den Vorlesungen und Seminaren von Paul Natorp und Hermann Cohen - beide Begründer des Marburger Neukantianismus - teil. 1910 legte sie die Oberleh-

rerinnenprüfung in Mathematik, Physik und Chemie ab, die auch damals schon als frauenuntypische Studienfächer galten. Neben ihrer Unterrichtstätigkeit war Mathilde Vaerting auch publizistisch tätig. Im pädagogischen Bereich war sie vorwiegend am Apperzeptions- und Begabungsbegriff interessiert. Ihr Plädoyer galt einer Schule, die selbständiges Denken, Phantasie und Initiative anregt und durch die Forderung nach Selbständigkeit den Schülerinnen und Schülern dazu verhilft, ihre Begabung zu entwickeln.

Trotz dieser fortschrittlichen Einstellung veröffentlichte sie zwischen 1914 und 1918 sehr problematische Texte zur Erblehre. So verfasste sie beispielsweise eine Schrift zum Thema "Höherzüchtung der Menschheit". Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges befasste sich Mathilde Vaerting dann mit der Frage, wie Deutschland die Kriegsverluste am schnellsten durch gesunden Nachwuchs ersetzen könne. Die Frauen, so schrieb sie, sollten bei ihrer Partnerwahl und der Zeugung ihres Nachwuchses "rassenhygienische" Standpunkte berücksichtigen. In den 20er Jahren publizierte sie eines ihrer Hauptwerke: "Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib", in dem sie bisherige geschlechtsspezifische Aussagen und Annahmen über Männer und Frauen in Frage stellte. Mathilde Vaerting formulierte aus ihrer Sicht Kritik an der damals vorherrschenden Geschlechtspsychologie sowie an der geschlechtsspezifischen Aufteilung von Herrschaft. 1933 wurde sie - nach zehnjähriger Tätigkeit - aufgrund ständiger Anfeindungen seitens der Kollegen an der Universität Jena und aus politischen Gründen von den Nationalsozialisten entlassen. Daraufhin zog sie sich völlig aus dem öffentlichen Leben zurück.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wandte sie sich der Staatssoziologie zu und gründete das Institut für Staatssoziologie in Marburg. Bis ins hohe Alter kommentierte sie das Zeitgeschehen und nahm zu gesellschaftlichen Themen aller Art Stellung. Sie verstarb 1977, dreiundneunzigjährig, in Schönenberg/Schwarzwald.

**(Stella Matsoukas)**

## Helene Weber (1881 - 1962)

**Helene Weber verbrachte nur eine kurze Zeit ihres Lebens in Marburg. 1944 fand sie hier bei ihrer Schwester Zuflucht, nachdem ihre Wohnung in Berlin durch einen Luftangriff zerstört worden war. Nach der Meldekartei der Stadt Marburg zog sie am 15. Juni 1945 in die Ritterstraße 12. Schon im November des gleichen Jahres übersiedelte sie nach Essen.**

Über das private Leben der Zentrumspolitikerin, die sich während des Dritten Reiches keineswegs in "eine Klause" der inneren Emigration zurückgezogen hatte, ist wenig bekannt. Es fehlen autobiographische Aufzeichnungen oder ein Nachlass, der über Kindheit und Jugend, über die Zeit des Krieges Auskunft gibt. Vermutlich hat Helene Weber, die in Opposition zum NS Regime stand, belastende Dokumente, wenn sie nicht den Bomben zum Opfer gefallen waren, vernichtet.

Die 1881 in Elberfeld, in der Geburtsstadt von Friedrich Engels im bergisch-westfälischen Industriegebiet, zur Welt gekommene Helene Weber, zählte zu den wenigen Frauen, die sowohl im Reichstag vor 1933 als auch im Bundestag nach 1949, in der Zentrumspartei und der CDU, in der Verwaltung und auf Verbandsebene über politischen Einfluss verfügte. Über ihren Vater, einem katholischen Volksschullehrer und Vorsitzenden der Zentrumspartei, war sie schon früh in das Leben dieser Partei, die auch das gesellschaftliche Leben ihrer Mitglieder und deren Familien prägte, hineingewachsen. Nach dem Besuch der höheren Mädchenschule absolvierte Weber die Lehrerinnenbildungsanstalt in Aachen, wo sie von 1900 bis 1905 als Volksschullehrerin tätig war. Noch vor der regulären Öffnung der preußischen Universitäten für Frauen im Jahre 1908 begann Weber ein Studium der Geschichte, Philosophie, Nationalökonomie und Romanistik in Bonn und Grenoble, um nach dem Examen an einem Oberlyzeum für Mädchen in Bochum und später in Köln zu unterrichten.

Schon während dieser Zeit interessierte sie sich für die "Arbeiterinnenfrage", mit der sie in ihrer Heimatstadt und im Rheinland von Kindheit an konfrontiert war. Sie hielt Vorträge über das Problem der Heimarbeit und versuchte die Arbeiterinnen von der Notwendigkeit zu überzeugen, sich in den katholischen Gewerkvereinen zu organisieren. Es gelang ihr, im Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB), in dem sie seither im Vorstand mitarbeitete, Unterstützung für ihr Vorhaben zu finden, eine soziale Frauenschule zu gründen und dort die Berufsausbildung von katholischen Sozialfürsorgerinnen zu betreiben. 1916 übernahm Weber die Leitung der neugegründeten Sozialen Frauenschule des KDFBs in Köln. Gleichzeitig gründete sie den Berufsverband katholischer Fürsorgerinnen und wurde zu dessen Vorsitzender gewählt. Dieses Amt behielt sie bis an ihr Lebensende. Während des Ersten Weltkrieges engagierte sich Weber, wie viele ihrer Kolleginnen der katholischen, aber auch der liberalen Frauenbewegung, ehrenamtlich in der Kriegsfürsorge und organisierte in Zusammenarbeit mit dem VIII. Armeekorps in Koblenz, der Stadtverwaltung in Köln sowie dem Katholischen Frauenbund die Betreuung der Arbeiterinnen in den Rüstungsbetrieben. Diese Aufgabe begriff Weber als nationale, als Dienst an der Heimatfront.

Nach der Einführung des aktiven und passiven Frauenwahlrechtes durch den Rat der Volksbeauftragten im Jahre 1918 stellte sich die überregional bekannte Sozialpolitikerin der Zentrumspartei als Kandidatin zur Verfügung. Zusammen mit fünf weiteren weiblichen Abgeordneten ihrer Partei zog sie in die Weimarer Nationalversammlung ein. Die glühende Patriotin trat mit einer pathetischen Rede für den Verbleib Eupen und Malmedys beim Reich ein und stimmte entgegen der Mehrheitsposition in ihrer Fraktion gegen die Annahme des Versailler Vertrages. Von 1921 bis 1924 setzte Weber ihre parlamentarische Laufbahn als Abgeordnete des Zentrums im Preußischen Landtag fort.

Von 1924 bis 1933 wurde sie im Wahlkreis Düsseldorf-Ost in den Reichstag gewählt. Seit 1925 gehörte sie dem kleinen Kreis der stellvertretenden Vorsitzenden der Zentrumspartei an und übernahm den Vorsitz des Reichsfrauenbeirates des Zentrums. Seit

1927 zählte sie zum Vorstand der Reichstagsfraktion. Im "Paritätischen Ausschuss" bemühte sich die Politikerin um eine Gleichbehandlung zwischen den Konfessionen im Bereich der Beamtenpolitik. Gleichzeitig mit dem Beginn ihrer parlamentarischen Tätigkeit trat Weber zunächst als Referentin, sodann als erster "weiblicher Ministerialrat" in das neugegründete preußische Wohlfahrtsministerium ein. Hier arbeitete sie maßgeblich an der Entstehung der Reichsfürsorgepflichtverordnung und des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes mit. Neben ihrer beruflichen Arbeit in der Verwaltung und ihrer parlamentarischen Arbeit blieb sie weiterhin Vorsitzende des von ihr gegründeten Vereins katholischer deutscher Fürsorgerinnen sowie stellvertretende Vorsitzende des Katholischen Deutschen Frauenbundes.

Im Juni 1933 wurde Helene Weber von den neuen Machthabern als politisch unzuverlässig aus dem Amt entlassen. Im Rückblick erkannte sie darin eine *"Befreiung von einer Arbeit, die ich nicht mehr leisten wollte"*. Als Vorsitzende des Verbandes katholischer Fürsorgerinnen wandte sie sich jetzt der praktischen Sozialarbeit für Frauen, Mädchen, Kinder und Gefährdete zu. Weber sah diese Zeit als *"Zeit der Bewährung"* an, davon überzeugt, dass *"der verantwortliche Mensch fähig sein muss, an jeder Stelle zu leben und zu wirken"*. Auf ihren zahlreichen Reisen für den "Hedwigsbund", wie sich der Verband der katholischen Fürsorgerinnen jetzt nannte, besuchte sie die Fürsorgerinnen und versuchte, sie zum Durchhalten zu motivieren. In ihrer Berliner Wohnung trafen sich oppositionell eingestellte politische Freunde, die in Kontakt zu Widerstandsgruppen des 20. Juli standen. Weber selbst wurde nach ihrer Umsiedlung nach Marburg immer wieder von Angehörigen der Gestapo vor drohenden Verhaftungen gewarnt und konnte sich diesen durch Reisen entziehen.

Nach Kriegsende zog Helene Weber nach Essen, um sich zunächst der Reorganisation des Fürsorgerinnenverbandes zu widmen. Danach schloss sie sich in Bochum der neugegründeten, interkonfessionellen christlich-demokratischen Partei, der späteren CDU, an. Die Erfahrungen des Dritten Reiches hatten sie davon überzeugt, dass die alte Zentrumspartei, die sich als politi-

sche Partei des katholischen Bevölkerungsteiles verstanden hatte, in der Nachkriegszeit keinen Bestand mehr haben konnte. Weber wurde erneut in den Vorstand der westfälischen CDU gewählt. Die nunmehr 64-jährige begann darüber hinaus eine neue parlamentarische Laufbahn, zunächst als ernanntes Mitglied des provisorischen Landtages von Nordrhein-Westfalen, als Mitglied des 2. Zonenbeirates, sowie als Mitglied des parlamentarischen Rates, in den sie aufgrund der Länderquote gelangte. Zusammen mit drei weiteren Parlamentarierinnen, der Sozialdemokratin Elisabeth Selbert, der Zentrumspolitikerin Helene Wessel und der Sozialdemokratin Friederike Nadig arbeitete sie an der Entstehung des Grundgesetzes mit. Weber setzte sich hier, an ihre frühe gewerkschaftliche Arbeit anknüpfend, für das Recht der Frauen auf gleichen Lohn ein.

Von 1949 bis 1962 wurde Weber, die zu den renommierten CDU-Politikerinnen zählte, auf einem sicheren Listenplatz in den Bundestag gewählt. Ein Schwerpunkt ihres politischen Engagements lag auch jetzt noch auf der Sozialpolitik; sie arbeitete im Ausschuss für Fragen der Jugendfürsorge, im Sozialpolitischen Ausschuss und im Ausschuss für Lastenausgleich mit. Dass sie sich auf der anderen Seite an die Lehrmeinung und die Moralvorstellung der katholischen Kirche gebunden fühlte, zeigte zum Beispiel ihre Haltung in der Frage des Beamtenrechtes. Weber trat zwar für die beamtenrechtliche Gleichstellung von Männern und Frauen im öffentlichen Dienst ein, forderte 1953 jedoch die Beibehaltung der Zölibatsklausel, nach welcher Beamtinnen mit dem Tag ihrer Heirat aus dem Dienst entlassen werden sollten.

Als Mitbegründerin und Vorsitzende des Frauenausschusses der CDU in Essen sowie als Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Frauen der CDU/CSU forderte sie immer wieder eine angemessene Vertretung der Frauen in den Vorständen der Parteien auf allen Ebenen. Unter ihrer Federführung bekannten sich auf der Zweiten Jahrestagung der Union die Frauen der CDU zu dem Grundsatz, "*dass Politik die gemeinsame Aufgabe von Mann und Frau ist*". Helene Weber war es schließlich auch, die zehn Jahre später, mit der Unterstützung ihrer Fraktionskolleginnen bei Bun-



deskanzler Adenauer durchsetzte, eine Frau ins Kabinett aufzunehmen. 1961 wurde die protestantische CDU-Abgeordnete Elisabeth Schwarzhaupt zur ersten Ministerin der Bundesrepublik Deutschland. Weber hatte damit - ein Jahr vor ihrem Tod - ein Ziel erreicht, das sie schon 1951 öffentlich gefordert hatte.

**(Dr. Heide-Marie Lauterer)**

## **Ingeborg Weber-Kellermann (1918 - 1993)**

**Ingeborg Weber-Kellermann gehört wohl zu den renommiertesten Vertreterinnen der wissenschaftlichen Volkskunde. Ihre vielgelesenen sozial- und kulturhistorischen Bücher zur Familie, zu Frauen und Kindheit, zum Weihnachtsfest, zur Kleidungs- und Brauchforschung oder über das Landleben, und nicht zuletzt ihre vielbeachtete Filmarbeit in Kooperation mit dem Hessischen Fernsehen ließen sie weit über die Fach- und Landesgrenzen hinaus bekannt werden und verhalfen dem Fach Europäische Ethnologie zu neuem Ansehen. Aus diesem schaffensreichen Leben riß sie - die Korrekturfahnen ihres neuesten Buches "Die helle und die dunkle Schwelle. Wie Kinder Geburt und Tod erleben" vor sich - am 12. Juni 1993 der Tod, dem sie bis zuletzt getrotzt hatte.**

Ingeborg Weber-Kellermann wurde am 26. Juni 1918 in Berlin geboren. Hier studierte sie bei Adolf Spamer Volkskunde und promovierte 1940 mit einer Studie über Josefsdorf (Josepovac) in Slowenien. Nach Kriegsende wurde sie Mitarbeiterin von Adolf Spamer am Institut für Deutsche Volkskunde an der Akademie der Wissenschaften in Berlin, dessen Leitung sie nach dem Tod Spamers vorübergehend übernahm. 1957 erschien ihre erste größere, über 700 Seiten umfassende Publikation "Ludolf Parisius und seine altmärkischen Volkslieder". Doch Leben und Arbeiten im geteilten Berlin wurde wegen der politischen Unsicherheit immer schwieriger, so dass sie - mittlerweile auch Mutter eines Kindes - die Chance ergriff, zusammen mit Gerhard Heilfurth in Marburg das Institut für Mitteleuropäische Volksforschung aufzubauen. An der Philipps-Universität habilitierte sie sich 1963 mit der Arbeit "Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts", die auch mit dem Premio international di Folklore Giuseppe Pitré in Palermo ausgezeichnet wurde und grundlegend zur sozialwissenschaftlichen Orientierung des Fachverständnisses beitrug.

1968 wurde Ingeborg Weber-Kellermann zur Professorin ernannt. Im Jahr darauf erschien ihr Buch "Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften", in dem sie den Prozeß der Neuorientierung des Faches wissenschaftsgeschichtlich darlegte. Ebenfalls 1969 war Ingeborg Kellermann die erste Dekanin des neubegründeten Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften in Marburg und gleichzeitig an der Reform und Demokratisierung des Hochschulbetriebes maßgeblich beteiligt.

Ihre zentralen Themen waren die Brauchforschung, die interethnischen Studien über Südosteuropa, Familien- und Kindheitsforschung, Kulturgeschichte des Weihnachtsfestes, die ländliche Kultur und seit den 80er Jahren auch die Frauenforschung ("Frauenleben im 19. Jahrhundert", 1983). Mit der Auffassung, dass Volkskultur sich in Zeichen ausdrückt, die von sozialen Gruppen geprägt werden, veränderte sie das traditionelle Fachverständnis eklatant. Dabei begriff Ingeborg Weber-Kellermann europäische Ethnologie nicht als Wissenschaft im Elfenbeinturm, sondern forderte und förderte vielmehr entschieden das praxisorientierte Studium. Damit brach sie ein Tabu deutscher Gelehrsamkeit, die sich am liebsten in den strengen Formen wissenschaftlicher Disputation bewegte.

Seminare zur Museums-, Ausstellungs- und Filmarbeit gehörten ebenso zu ihrem Repertoire wie die Themen 'Mädchenjahre', 'Das Kinderspiel' oder 'Die langen Hosen der Revolution'. Der Erfolg ihrer Lehrtätigkeit war nicht nur an überfüllten Seminarräumen ablesbar, sondern auch an der Zahl der von ihr betreuten Examensarbeiten, darunter weit mehr als 30 Dissertationen. Ihre Schülerinnen und Schüler beeindruckte und motivierte sie, indem sie mit beispielhaftem Engagement vorlebte, dass wissenschaftliches Arbeiten nicht trocken und langweilig sein braucht, sondern als ständige und sowohl spannende als auch lustvolle Herausforderung an Herz und Geist begriffen werden muss.

Ingeborg Weber-Kellermann sah in ihrer Lehr- und Forschungsarbeit auch gesellschaftspolitische Verantwortung und begriff die wissenschaftliche Tätigkeit als zutiefst demokratischen und ko-

operativen Prozess. Immer war sie offen für Begegnungen und Diskussionen, suchte den Dialog und auch die Beschäftigung mit unbequemen Themen, die sie mutig aufgriff, der Wahrheit verpflichtet. Diese Gradlinigkeit im wissenschaftlichen Diskurs, gepaart mit aufklärerischem politischem Engagement, wurde 1985 mit der Verleihung der Wilhelm-Leuschner-Medaille des Landes Hessen gewürdigt.

Auch nach ihrer Emeritierung blieb Ingeborg Weber-Kellermann in Marburg, ihrer zweiten Heimat, doch ihr Grab befindet sich - so wie sie es selbst wünschte - in Berlin. Das Marburger Institut hat sich unter ihrer Mitarbeit in den 60er und 70er Jahren zu einem der führenden deutschen Volkskundeinstitute entwickelt, so dass in Fachkreisen von einer Marburger Weber-Kellermann-Schule gesprochen wird. Ihr beeindruckender wissenschaftlicher Nachlass wird in Marburg aufbewahrt.

Die großen Erfolge dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass Ingeborg Weber-Kellermann sich als Frau in einer Männerdomäne ihren Weg bahnen musste, und dies zu einer Zeit, als Frauen im Wissenschaftsbetrieb noch eine völlig ungewohnte Erscheinung waren. Wer das Glück hatte, Ingeborg Weber-Kellermann näher zu kennen, wird stets das Bild einer starken, selbstbewussten, disziplinierten, zuversichtlichen, gern lachenden und herzlichen Frau im Gedächtnis behalten.

**(Dr. Marita Metz-Becker)**

## Daniel Jeanne (Johanna) Wyttenbach (1773 - 1830)

*"Für die höhere wissenschaftliche Bildung, die sie in ihren Schriften unter Beweis stellte, und die besonders einen Eindruck von der Lebensweise des klassischen Altertums vermitteln", verlieh am 28. Juni 1827 die Marburger Universität "Johanna Wyttenbach, geb. Gallien aus Hanau in Hessen, der Witwe Daniel Wyttenbachs, die des unsterblichen Mannes würdig war, Rechte und Ehrenzeichen eines Doktors der Philosophie und dazu eines Magisters der Freien Künste". Diese Auszeichnung erfolgte im Rahmen der 300-Jahr-Feier der Philippi-na und gehörte zu den seltenen Fällen einer akademischen Ehrung für eine Frau in damaliger Zeit, lange bevor Frauen allgemein studieren durften (in Preußen zum Beispiel erst seit 1908).*

Die so Geehrte wurde als Daniel Jeanne Gallien am 29. Dezember 1773 in Hanau geboren. Der Vater Louis Jean Gallien, ein aus Paris zugewanderter Franzose, bekleidete das Amt des "premier professeur" an der "Hanauischen Academie der Zeichenkunst" (gegr. 1772). Die Mutter Susanna Katharina Gallien war eine Tochter des aus dem Kanton Bern stammenden Marburger Theologieprofessors David Samuel Daniel Wyttenbach (1706 - 1779). Daniel Jeanne Gallien wuchs in einem von Kunst, Literatur und Wissenschaft geprägten Elternhaus auf. Ihre Vorliebe für die französische Sprache - alle ihre späteren Werke erschienen auf Französisch - verdankt sie gewiss ihrem pädagogisch geschickten und belesenen Vater, ebenso ihr künstlerisches Talent: Ein Porträt der Pariser Hebamme Boivin, die 1828 in Marburg ehrenhalber zum Doktor der Medizin und der Hebammenkunst promoviert wurde, stammt von ihr.

Im Alter von 19 Jahren kam die junge Frau nach Amsterdam, um ihrem Onkel Daniel Wyttenbach (geb. 1746), dem Mutterbruder, den Haushalt zu führen. 1799 folgte sie dem Gelehrten nach Leiden, wo er Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek und Profes-

sor für klassische Sprachen geworden war. Hier erlernte Daniel Jeanne Niederländisch und eignete sich Kenntnisse des Griechischen und des Lateinischen an. Bald teilte sie die Interessen ihres in Fachkreisen weithin gerühmten Onkels und erschloss sich in gewissem Umfang einen Zugang zur antiken Geschichte, Literatur und Philosophie.

Das Verhältnis zwischen Onkel und Nichte war von beiderseitiger Achtung geprägt und als Daniel Wytttenbach ab 1816 zu erblinden begann, aber auch um seiner treuen Pflegerin ein Witwenpensionsrecht zu sichern, entschloss sich der vom körperlichen Verfall Gezeichnete zur Heirat. Mit königlicher Erlaubnis wurde das Paar am 21. Februar 1817 getraut. Die Ehe währte nur kurz, denn Daniel Wytttenbach verstarb bereits am 17. Januar 1820.

Mit dem Umzug auf ein Landgut in Oegstgeest bei Leiden reifte ab 1808 ein literarisches Oeuvre heran, für das Daniel Jeanne 1827 ausgezeichnet werden sollte. Es sind dies die „Dialoge Théagène“ (1815), „Banquet de Léontis“ (1817), „Histoire de ma petite chienne Hermione“ (1820), „Symposiaques, ou Propos de Table“ (1823) und „Alexis“ (1823). Die beiden ersten Titel wurden 1816 bzw. 1821 ins Deutsche übertragen.

Der Alexis ist eine frühe literarische Reaktion auf den Freiheitskampf der Griechen gegen die Osmanenherrschaft (1821 - 1829) und wurde umgehend ins Neugriechische übersetzt. Darüber hinaus unterstützte Frau Wytttenbach die aufständischen Griechen mit größeren Geldzuwendungen. Sie war eine bedeutende Vertreterin des Philhellenismus. Eine griechische Drapierung - eine Huldigung an den Gräzisten, Onkel und Ehemann Daniel Wytttenbach - enthalten auch die anderen genannten Werke; zum Teil sind sie antiken Vorbildern nachempfunden. Die Themen reichen unter anderem von Fragen nach der rechten Art und dem rechten Anlaß des Betens, der Grenzziehung zwischen Freundschaft und Liebe, dem Antagonismus von Gottesidee und Materie bis hin zu Gleichbehandlung der Geschlechter, der Gymnastik für Frauen und der unzulänglichen Mädchenerziehung in jener Zeit.

Mit ihren Schriften hat Daniel Jeanne Wytttenbach "*in Frankreichs und Hollands Zirkeln ein Publicum gefunden*", nicht in Deutschland. Die Universitätsbibliothek Marburg verfügte erst über eine französische Werkausgabe, nachdem die Autorin ihr diese am 23. Mai 1828, also nach der Verleihung des Ehrendoktors, zum Geschenk gemacht hatte. Die deutschen Übersetzungen zweier Werke fehlen noch heute. Man darf wohl ein Geflecht persönlicher Beziehungen annehmen, das die Auszeichnung Frau Wytttenbachs durch die Marburger Universität begünstigt hat. Auf Vorschlag eines ehemaligen Marburgers, des in Heidelberg lehrenden Altphilologen und Romantikers Friedrich Creuzer (1771 - 1858), der über viele Jahre dem Kollegen Wytttenbach und dessen späterer Gattin freundschaftlich verbunden war, und über den Marburger Vetter Leonhard Creuzer (1768 - 1844) wurde die Ehrenpromotion angebahnt. Dabei konnte es sich die Philosophische Fakultät zugute halten, in Frau Wytttenbach zugleich das Werk ihres berühmten Ehemannes mit zu würdigen und so ein wenig Glanz in das ansonsten glanzlose Lahnstädtchen zu bringen.

Das Doktor-Diplom wurde Frau Wytttenbach zugeschickt. Den Dank für die akademischen Ehrungen stattete die Witwe Wytttenbach persönlich bei einem Besuch am 26. August 1828 in Marburg ab. Sie stiftete der Universität 4000 Gulden Marburger Währung "*zur Beförderung des philologischen und medicinischen Studiums sowie zum Zwecke größerer Geschicklichkeit und Ausbildung der Hebammenschülerinnen*". Bevorzugt waren gebürtige Hanauer. Aus den Zinserträgen wurden bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts Stipendien vergeben.

Am 27. April 1830 ist Frau Dr. Wytttenbach, die nach dem Tode ihres Mannes zwischenzeitlich in Paris gelebt hatte, in Oegstgeest gestorben und an der Seite ihres Gatten bestattet worden. Ein von einer Baumgruppe umgebenes Monument und ein Straßenname erinnern dort an die Verstorbenen.

(Entnommen: Bickert, H.G., Nail, N., Liebenswertes Lahn-Athen, Marburg 1992, S. 114-155.)

## Agnes von Zahn-Harnack (1884 – 1950)

**„Sie war ein wärmendes und scheinendes Licht, die Frau, deren Dasein und Wirken die Seiten dieses Buches aufleuchten lassen und lebendig erhalten wollen: Agnes von Zahn-Harnack“ (S. 189)\***

Bekannt ist Agnes von Zahn-Harnack als Vertreterin der gemäßigten Frauenbewegung und als Verfasserin zwei ihrer wesentlichen Standardwerke. Zitiert wird sie aus diesem Grund häufig; eine Lebensbeschreibung zu finden, die über die puren Daten hinausgeht, war dagegen gar nicht so einfach. Fündig geworden bin ich in dem Buch **„Agnes von Zahn-Harnack: Schriften und Reden – 1914-1959“**, dem ein Lebensbild, verfasst von Dr. Ilse Reicke, angeschlossen ist.

Agnes von Harnack wurde am 19. Juni 1884 in Gießen als Tochter von Amalie von Harnack, geb. Thiersch und ihrem Mann Adolf geboren. Ihre Eltern entstammten angesehenen Gelehrtenfamilien, der Vater einer baltischen Adels- und Pastorenfamilie, die Mutter war die Enkelin Justus Liebigs und die Tochter des Leipziger Chirurgen Carl Thiersch (vgl. S. 189)\*. Musik, Kunst und Literatur spielten im Hause Harnack eine große Rolle und haben auch Agnes von Harnack wesentlich geprägt. Ihren ersten Schulunterricht erhielt sie an einer Privatschule. In Erinnerung daran sagte sie einmal in einem Radiointerview: *„...dann kam das Schreiben. Auf der Schiefertafel ging es noch. Missglückte Gebilde konnten rasch wieder vernichtet werden, mit Schwamm und Lappen (tugendhafte Kinder), mit Spucke und Schürzenzipfel (ich)“*\*. Und in Erinnerung an die Beschäftigung mit einem Weihnachtsgedicht, in dem es in einer Verszeile hieß „dass ich ein Engel Gottes sei“ sagte sie: *„Mit der Erfüllung dieser Bitte würde es nichts werden. Ein Engel, das fühlte ich, war aus mir nicht zu machen.“* (S. 190)\*



Ihre Berufsausbildung absolvierte sie an einem privaten Lehrerinnenseminar in Charlottenburg, zu dieser Zeit der einzige Berufsweg für eine Frau mit Bildungsanspruch. 1903 legte sie das Abschlussexamen ab und unterrichtete danach an verschiedenen privaten Mädchenschulen in Berlin. Mit der Unterstützung des Vaters bereitete sie sich privat auf die Reifeprüfung vor und studierte dann als eine der ersten regulär immatrikulierten Studentinnen Theologie, Anglistik und Germanistik in Berlin. 1912 promovierte sie mit einer Arbeit über Clemens Brentanos „Aloys und Imelde“ an der Universität Greifswald zur „Dr. phil“. In Berlin hatte man sie nicht zugelassen. *„Die philosophische Fakultät der Berliner Alma Mater, damals noch von dem grimmigen Studentinnenfeind Gustav Roethe beherrscht, ließ zum Philologischen Doktorexamen lediglich humanistisch, nicht realgymnasial geschulte Abiturienten zu“* schreibt Ilse Reicke dazu. (S. 12)\* Danach arbeitete Agnes von Harnack wieder als Lehrerin an einem privaten Internat, „Institut Wellmann von Elpons“ in Charlottenburg, an dem vierzehn- bis sechzehnjährige Mädchen eine sogenannte „höhere Bildung“ erhalten sollten. Sie hatte durch ihre Persönlichkeit und ihre Art zu unterrichten großen Einfluss auf ihre Schülerinnen: *„So führte sie uns verwöhnte und bisher gedankenarme Mädchen zum Selberdenken“*. (S. 194)\*

1916 wurde Agnes von Harnack als Nachfolgerin von Dr. Marie Elisabeth Lüders in das Frauenreferat des Kriegsministeriums berufen und leitete dort die Frauenarbeitszentrale. Außerdem engagierte sie sich in der „Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin Ost“. Sie gründete dort eine Art Club für junge Mädchen, den sie „Fröhliche Jugend“ nannte. Diese Arbeit behielt sie bis zu ihrer Eheschließung 1919, mit Karl von Zahn, bei. 1921 brachte sie einen Sohn und zwei Jahre später eine Tochter zur Welt und beendete ihre Tätigkeit als Lehrerin.

Neben der häuslichen Arbeit schrieb sie, hielt Vorträge und machte Ende der zwanziger Jahre erste Rundfunksendungen. 1924 erschien ihr Buch „Die arbeitende Frau“, 1928 die Monographie „Die Frauenbewegung, Berichte, Probleme, Ziele“ und 1934 die ge-

meinsam mit Hans Sveitrup erstellte Bibliographie zur „Frauenfrage in Deutschland 1790 – 1930“. Diese Bibliographie umfasst die gesamte deutschsprachige Literatur zur Frauenfrage und Frauenbewegung von 1790 bis 1930 mit ca. 7.000 Titeln nach 31 Sachgebieten geordnet. Sie zählt damit zu den wesentlichen Standardwerken der Frauenbewegung. 1926 gründete sie den „Deutschen Akademikerinnenbund“ (DAB) und übernahm die Funktion der ersten Vorsitzenden. Der DAB machte es sich zur Aufgabe für die wirtschaftliche Sicherung von Akademikerinnen zu sorgen, er vertrat die Interessen der Studentinnen und knüpfte durch die internationale Vereinigung IFUW ausländische Beziehungen. 1933 musste er sich der nationalsozialistischen Frauenführung unterordnen, woraufhin seine Mitgliederzahl stark absank. Mit der Begründung „*dass im neuen Deutschland für eine auf intellektuelle oder Bildungsunterscheidungen gegründete Organisation kein Raum mehr sei*“ (S. 7)\* meldete sich der DAB bei der IFUW ab: Die Organisation bot Agnes von Zahn-Harnack daraufhin zwar eine Einzelmitgliedschaft an, die sie aber, da sie keine Nationalsozialistin war, nicht annehmen durfte. 1949 konnte der Bund neu gegründet und der IFUW wieder angeschlossen werden.

1930 übernahm sie den Vorsitz im „Bund deutscher Frauenvereine“ (BDF), des Dachverbandes aller deutschen Frauenvereinigungen (ausgenommen sozialdemokratischer und katholischer), der dem „International Council for Women“ angeschlossen war. Als auch dieser Bund 1933 unter den Druck der Nationalsozialisten geriet, „sprengte“ Agnes von Zahn-Harnack ihn durch ihre Ablehnung der verlangten „Gleichschaltung“ (vgl. S. 202)\*. Es gelang ihr jedoch das Vermögen des BDF der „Helene-Lange-Stiftung“ zu vermachen und es auf diese Weise den Machthabern zu entziehen. Nach dem Krieg konnte der BDF in dieser Form nicht wieder aufgebaut werden, da viele Frauen sich innerhalb der Gewerkschaften organisierten. Statt dessen entstand der anders strukturierte „Deutsche Frauenring“.

Im Frühjahr 1945 gründete Agnes von Zahn-Harnack den „Wilmerdorfer Frauenbund“, der später in „Berliner Frauenbund e. V.“ umbenannt wurde. Es sollte eine Vereinigung von Frauen

sein, *„die entschlossen war, am sittlichen, sozialen und wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands mitzuarbeiten“*. (S. 205)\*

*„Bei mir geht's immer bunt zu; mein Frauenbund wächst mir etwas über den Kopf und ich komme mir vor wie die Bäuerin im Münchener Bilderbogen, die den Riesengockel ausgebrütet hat“*, schrieb sie selbst über diese Zeit. (S. 206)\*

Einen Bezug zu Marburg hatte Agnes von Zahn-Harnack durch ihren Vater, Adolf von Harnack. Er war ein bedeutender Theologe und lehrte von 1886 – 1888 in Marburg. Sie verfasste nach seinem Tod in sechsjähriger Arbeit eine umfangreiche Biographie über ihn. *„Eine der bedeutendsten Biographien, die geschrieben worden sind, dank des wissenschaftlichen wie des plastischen Gestaltungsvermögens sowohl eines Lebenswerkes wie einer Persönlichkeit“* urteilte ein Historiker des Kirchenrechts. (S. 198)\*

1950 erhielt sie für ihr Werk die Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Marburger Universität. Aus diesem Anlass hielt sie am 9. Februar 1950 eine Gastvorlesung in Marburg über den „Apostolikumsstreit des Jahres 1892 und seine Bedeutung für die Gegenwart“, die von der Elwertschen Universitäts- und Verlagsbuchhandlung herausgegeben wurde. Ihr Erscheinen erlebte Agnes von Zahn-Harnack nicht mehr. Am 22. Mai 1955 verstarb sie in Berlin.

**(Ute Mank)**

## Weiterführende Literatur

### **Amlung, Ullrich**

Adolf Reichwein 1898 – 1944. Ein Lebensbild des Reformpädagogen, Volkskundlers und Widerstandskämpfers. Mit einem Vorwort von Wolfgang Klafki, Frankfurt/M. 1999.

### **Amlung, Ullrich**

„...in der Entscheidung gibt es keine Umwege“. Adolf Reichwein (1898 – 1944). Reformpädagoge, Sozialist, Widerstandskämpfer. Mit einem Geleitwort von Hartmut Holzapfel, (Ausstellungskatalog), Marburg 1999.

### **Berthold, Luise**

Abschied vom Rathaus. Eine Rede mit Rückblicken und Ausblicken sowie einem Anhang, Marburg 1977.

### **Berthold, Luise**

Erlebtes und Er kämpftes. Ein Rückblick, Marburg 1969.

### **Dertinger, Antje**

Elisabeth Selbert. Eine Kurzbiographie, Wiesbaden 1989.

### **Die Hessische Landesregierung (Hg.)**

„Ein Glücksfall für die Demokratie“. Elisabeth Selbert (1896 – 1986). Die große Anwältin der Gleichberechtigung, Frankfurt/M. 1999.

### **Frauen in Marburg**

Standpunkte und Spurensuche – ein Lesebuch, (Hg.) DGB Kreis Marburg-Biedenkopf, Marburg 1990.

## **Frauen in Marburg 2**

Ein Lauf- und Lesebuch, (Hg.) DGB Kreis Marburg-Biedenkopf in Zusammenarbeit mit der Frauenbeauftragten der Stadt Marburg, Marburg 1993.

## **Frauen in Marburg 3**

Ein Lauf- und Lesebuch, (Hg.) DGB Kreis Mittelhessen – Büro Marburg in Zusammenarbeit mit der Frauenbeauftragten der Stadt Marburg, Marburg 1996.

## **Gerhard, Ute**

Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek 1990.

## **Händler-Lachmann, Barbara**

### **Werther, Thomas**

Vergessene Geschäfte – verlorene Geschichte, Marburg 1992.

## **Heuer, Wolfgang**

Hannah Arendt, Reinbek 1987.

## **Langer, Ingrid**

Zwölf vergessene Frauen. Die weiblichen Abgeordneten im Parlament des Volksstaates Hessen. Ihre politische Arbeit – ihr Alltag- ihr Leben, Frankfurt/M. 1989.

## **Lill, Rudolf (Hg.)**

Hochverrat? Die Weiße Rose und ihr Umfeld, Konstanz 1993.

## **Metz-Becker, Marita**

Schreibende Frauen. Marburger Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, Marburg 1999 (3. Aufl.).

### **Nordmann, Ingeborg**

Alle Freiheit liegt in diesem Anfangen können. Zum Denken von Hannah Arendt, in: FREIBEUTER 24, 1993.

### **Schüller, Elke**

Wer stimmt bestimmt? Elisabeth Selbert und die Frauenpolitik der Nachkriegszeit, Wiesbaden 1996.

### **Vinke, Hermann**

Das kurze Leben der Sophie Scholl, Ravensburg 1980.

### **Young-Bruehl, Elisabeth**

Hannah Arendt. Leben, Werk und Zeit, Frankfurt/M. 1986.

### **Von Zahn-Harnack, Agnes**

Schriften und Reden 1914 – 1950, (Hg.) im Auftrag des DAB von **Anders, Marga; Reicke, Ilse** mit einem Lebensbild Agnes' von Zahn-Harnacks, Tübingen 1964.

## Nach Frauen benannte Straßen vor 1992

	Name	Stadtteil
1.	Annablickweg	Marbach
2.	Augustenruhe	Grassenberg
3.	Elisabethstraße	Altstadt
4.	Elsa- Brandström- Straße	Einhausen
5.	Elsenhöhe	Grassenberg
6.	Frauenbergstraße	Südbahnhof
7.	Marie- Louise- Hensel- Weg	Hansenhaus
8.	Nonnengasse	Marbach
9.	Sophie- von- Brabant- Weg	Cappel
10.	Viola- Straße	Nordviertel
11.	Zum Elisabethbrunnen	Schröck
12.	Zum Marienhäuschen	Wehrda

Straßennamen insgesamt	762	100%
nach Männern benannte Straßennamen	131	17,2%
nach Frauen benannte Straßennamen	12	1,6%

Quelle: Straßenverzeichnis der Universitätsstadt Marburg (vor 1992)

### **Beschluss des Magistrats am 4. Mai 1993**

*Der Beschluss besagt: „Die Hauptabteilung wird gebeten, strikt darauf zu achten, dass zukünftig die Frauenbeauftragte von Beginn der Planungsmaßnahmen an für die Straßenbenennung eingeschaltet wird.“*

## Straßennamen – Neubenennung von Dez. 1992 bis August 2013

(Quelle: Amt 10.1, Akte: Straßenbenennungen)

	<b>weiblich (18,1%)</b>	<b>männlich (22,9%)</b>	<b>andere (59%)</b>
1.	Anne-Frank-Straße (1995)	Abendroth-Brücke (2002)	Am Bettacker (1995)
2.	Anneliese Pohl Allee (2010)	Am Knechtacker (1997)	Am Grabenacker (2007)
3.	Christa-Czempiel-Platz (2009)	Carl von Ossietzky-Straße (1995)	Am Kornfeld (1997)
4.	Cilly-Schäfer-Straße (1997)	Carl-Orff-Weg (1995)	Am Kupfergraben (1995)
5.	Edith-Stein-Straße (1995)	Dietrich Bonhoeffer Str. (1995)	Am Mühlgraben (1995)
6.	Elisabeth-Blochmann-Platz (2000)	Georg Elserstr. (1995)	Am Strauchacker (1997)
7.	Elisabeth-von-Thadden-Straße (1995)	Gerhard-Jahn-Platz (2000)	Am Waldacker (1997)
8.	Elisabethbrücke	Hanno-Drechsler-Platz (2006)	Am Weißenstein (2000)
9.	Hannah-Ahrend-Straße (1995)	Hermann Bauer-Weg (1993)	Am Wittelsberg (1995)
10.	Hedwig-Jahnow- Straße (1995)	Hermann Jacobsohn Weg (1998)	An den drei Morgen (2010)
11.	Louisa Biland Platz (2012)	Jacobsgasse (1993)	An den Weiden (2000)
12.	Luisa-Haeuser-Brücke (2000)	Jakob Kaiser Straße (1995)	An der Dreispitze (2004)
13.	Luise-Berthold-Straße (1997)	Karl-Theodor-Bleek-Platz (1998)	Auf dem Halmburger (1999)
14.	Vinzentinerinnenweg (2004)	Karl-Theodor-Bleek-Steg (1998)	Auf dem Wulf (1997)
15.	Zum Marienhäuschen (2013)	Konrad-Baier-Weg (2004)	Auf der Appeling (1999)
16.		Lomonossow-Keller (2011)	Auf der Grube (2000)
17.		Mönchwaldstr. (1996)	Auf der Höhe (1997)
18.		Rudolf -Breitscheidstr. (1995)	Auf der Kahn (1997)
19.		Willy-Sage-Platz (2008)	Bachrücken (1997)
20.			Bergelchen (2010)
21.			Dükerweg (2002)
22.			Dünsbergstraße (2002)
23.			Gänsegässchen (2013)
24.			Geschwister-Scholl-Straße
25.			Goßfeldener Weg (1998)
26.			Goßfelder Allee (2003)
27.			Hasenberg (2003)
28.			Helwigwiese (1999)
29.			Im Boden
30.			Kämpfrasen (1995)
31.			Lindenplatz (1997)
32.			Northampton-Park
33.			Pernsdorfer (1997)
34.			Platz der weißen Rose (1995)
35.			Rabenwiese (2000)
36.			Rosenparkbrücke (1999)
37.			Rotdornweg (1998)
38.			Softwarecenter (1995)
39.			Stadtwald (1994)
40.			Sterzhäuserstraße (1997)
41.			Über dem Grund (1997)
42.			Wäldchesborn (2000)
43.			Zu den Sandbeeten (1995)
44.			Zum Eisenberg (1997)
45.			Zum Hohen Küppel (1995)
46.			Zur Feldscheune (1997)



47.			Zur Hainseite (2004)
48.			Zur Lahnaue (1997)
49.			Wehrholzseite (1997/2003)
50.			
51.			
52.			
53.			
54.			